

Zweites Buch

M. D. Berlitz

PUBLISHED BY M. D. BERLITZ,

28-30 West 34th St., New York.

FRENCH.

Méthode Berlitz, Premier livre (object teaching and easy conversation; a purely natural method without translation) $1.00

——Deuxième livre 1.00

The latter book consists of copious exercises in conversation and composition grammatically graded, and contains highly interesting reading matter. It can be used to advantage with any method. The new words are so arranged that their meaning is understood by context.

Littérature Française, with copious well-selected extracts. (This book is also admirably adapted for an advanced course in conversation and invaluable as a review of French Literature.) One volume, bound 1.50

Grammaire Pratique, 4 Vols. (sold separately) each . .75

Vol. I. VERB DRILL, a practical course in the French Verb, mostly in form of conversational exercises, followed by complete rules for the use of tenses and moods.

Vol. II. NOM. PRONOM, ADJECTIF ET ARTICLE, a full treatise on these parts of speech, with abundant exercises.

Vol. III. ADVERBE, PRÉPOSITION, CONJONCTION ET OBSERVATIONS GÉNÉRALES.

Vol. IV. PRONONCIATION ET ORTHOGRAPHE, a complete course in all the difficulties of pronouncing and spelling.

Tableaux du Verbe, giving all the conjugations, regular and irregular, in two tables 10

Tableaux Muraux, (the above printed very large, 32 x 42; an invaluable help in teaching the verb. No recitation room should be without them.) The entire set. 1.25

Genre des Substantifs, all the rules on the gender of nouns (with exercises) 25

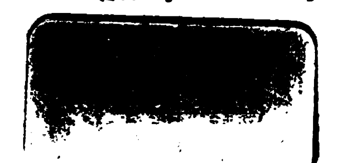
French with or without a Master, the most practical method for self-instruction and schools; all difficulties simplified and pronunciation marked. 2 Volumes (sold separately), each 1.00

Key to exercises of the above (for each volume) . .25

Le Français Commercial 75

EDITION BERLITZ, { **French Comedies** 25
{ " **Sketches, Storiettes, etc** .15

(See Special Catalogue.)



Sgt. Raymond Hall

GERMAN.

Methode Berlitz, Erstes Buch, $1.00; Zweites Buch (These books offer the same advantages as the French series.)	$1.00
German With or Without a Master, the most practical method for self-instruction and schools; all difficulties simplified and pronunciation marked. 2 volumes each (sold separately)	1.25
Key to exercises of the above (each volume)	.25
Praktische Grammatik der deutschen Sprache. With numerous practical exercises	.75
Das Geschlecht der Substantive, containing all the rules on the gender of nouns, with exercises	.25
Deutsche Handelssprache	.75

SPANISH.

Spanish Método Berlitz (complete)	1.50
Spanish With or Without a Master, the most practical method for self-instruction and schools; all difficulties simplified and pronunciation marked. 2 vols., each (sold separately)	1.00
Key to the exercises of the above (for each volume)	.25
El Español Comercial	.75
A Practical Smattering of Spanish	.30
Verbos y Conversaciones	.75

ITALIAN.

Italian, Metodo Berlitz (complete)	1.50
I Verbi in due tavole	.10
Verbi e Conversazioni	.75
Letteratura Italiana	1.50

BOOKS IN OTHER LANGUAGES

RUSSIAN, BOHEMIAN, SWEDISH, DANISH, PORTUGUESE, POLISH, DUTCH, AND HUNGARIAN METHODS (each complete)	1.50
JAPANESE METHOD	3.00

FOR FOREIGNERS TO LEARN ENGLISH

Berlitz Method, First Book, $1.00; Second Book	1.00
English Literature	1.50
Commercial English	.75
English Idioms and Grammar	1.00

PICTURES FOR THE OBJECT-LESSONS	.75
TABLEAUX BERLITZ, artistic, illustrated wall charts for object lessons in foreign languages; size 47 x 38 inches. A great help for conversation practice on almost any topic. Sets of 4 charts unmounted	5.00
Mounted on muslin with split rods	10.00

THE BERLITZ METHOD FOR CHILDREN

All Lessons based on Object-Teaching.

Profusely Illustrated; Large Print.

FRENCH PART	$1.00
GERMAN PART	1.00
ENGLISH PART	1.00

Auszug aus einem Briefe von Herrn Professor Georg Ebers.

„Besten Dank für Ihre Schriften. Ich habe sie eingesehen und glaube, daß Ihre Methode trefflich geeignet ist, den Lernenden schnell und auf sicherem, immer mit eigenem Denken verbundenem Wege mit der zu erlernenden Sprache vertraut zu machen. Das Wirtschaften nur mit bekannten Größen muß ihn vor manchem Irrtum bewahren. Ein Lehrer, der Ihre gutgewählten Beispiele selbstthätig geschickt zu mehren weiß, wird schöne Erfolge erzielen."

. . . Als ich die Berlitz methode kennen lernte, schien sie mir zuerst mehr für Anfänger geeignet. Dann überzeugte ich mich aber, daß auch der Fortgeschrittene durch das höchst lebendige Frage-und Antwortspiel in beständiger Erregung erhalten und geradezu genöthigt wird, sich auf seinen ganzen Wortschatz zu besinnen und ihn fortwährend zu vermehren. Allerdings gehören so tüchtige und interessante Lehrer dazu, wie ich sie bei Ihnen gefunden habe

Gez. von Hauck,
Hofmarschall und Königlicher Kammerherr.

Dresden, am 22 März 1900.

Zweites Buch

für den

Unterricht in den neueren Sprachen

Deutscher Teil für Erwachsene

---

von

M. D. Berlitz

OFFICIER DE LA LÉGION D'HONNEUR
OFFICIER D'ACADÉMIE
COMENDADOR DE LA ORDEN CIVIL DE ALFONSO XII

Neue amerikanische umgearbeitete Ausgabe

NEW YORK
M. D. BERLITZ
BERLIN: SIEGFRIED CRONBACH

PARIS
THE BERLITZ SCHOOL
31 BOULEVARD DES ITALIENS

LONDON
THE BERLITZ SCHOOL
321 OXFORD STREET

1916

Vorrede.

Da dieses Buch nur eine Fortsetzung des ersten Teiles der Methode Berlitz ist, hält der Verfasser es für genügend, hier nur weniges über seine Lehrweise hinzuzufügen.

Das erste Buch enthält die wichtigsten Ausdrücke, um den Schüler so weit zu bringen, daß er sich auf der Reise leicht verständlich machen kann; nur wenig abstrakte Begriffe und lediglich elementare Konstruktionen sind darin aufgenommen.

In diesem zweiten Buche ist der Wortschatz allmählich mit abstrakten Wörtern und idiomatischen Ausdrücken bereichert, und zwar so, daß der Schüler die neuen Wörter und Ausdrücke aus dem Zusammenhang versteht, oder der Lehrer in dem schon erlernten Wortschatz das nötige Material für die Erklärungen findet.

Der Unterricht ist in folgender Weise zu geben: Der Lehrer lese einige Zeilen vor, lasse sie von dem Schüler der Aussprache wegen nachlesen, stelle eine möglichst große Anzahl Fragen an den Schüler, damit derselbe sich im Gebrauch der neuen Wörter und Ausdrücke übe und lasse schließlich den gelesenen Satz aus dem Gedächtnis hersagen.

Selbstverständlich helfe der Lehrer dem Schüler mit der Antwort, sobald derselbe stockt, und lasse den betreffenden Satz mehrmals wiederholen. Bei Antworten mit „Ja“ und „Nein“ verlange man, daß der Schüler einen vollständigen Satz bilde, in dem der in der Frage angewandte Wortschatz wieder benutzt wird; auch ist es rat-

sam durch die Frage: „Warum“ die bejahenden und verneinenden Antworten womöglich begründen zu lassen. Nicht nur beim Lesen der Stücke, sondern auch beim Durchnehmen der Übungen, sei der Lehrer unseres Wahlspruches eingedenk „loqui loquendo discitur“; er vermehre die Fragen bis der Schüler leicht und richtig den betreffenden Ausdruck benutzen kann.

In vielen Lektionen kann der Lehrer noch andere neue Ausdrücke hinzufügen, die sich auf den gegebenen Stoff beziehen; z. B. wenn er das Wort „glauben“ (in „Am Fernsprecher“) gibt, kann er hinzufügen „zweifeln an“; wenn er in dem Stück „Der Besuch“ über „bescheiden“ spricht, kann er das Wort „eitel“ anschließen; in dem Lesestücke „Die Gesundheit“ kann er „Schnupfen“ und „Husten“ nennen u.s.w., jedoch vermeide man sorgfältig eine Überbürdung des Gedächtnisses. Viel wichtiger ist es eine geringe Anzahl gebräuchlicher Ausdrücke gründlich zu üben, als eine größere Anzahl oberflächlich.

Bei der Anwendung abstrakter Wörter achte der Lehrer darauf, sich derselben zuerst nur in **einer** Bedeutung zu bedienen und sie immer in **der** Weise zu verwenden, daß der Sinn aus dem Zusammenhang sich klar ergibt.

Es empfiehlt sich auch, die Übungen zu Hause schreiben zu lassen, nachdem sie in der Klasse gelesen sind; ferner einige leichte Diktate zu geben und die im Buche enthaltenen Gespräche von mehreren Schülern in der Klasse nachahmen zu lassen.

Inhaltsverzeichnis.

Indikativ: Präsens, Perfektum, Futurum.

Passivum.

Imperfektum.

Konjunktiv und Konditionalis.

Oratio obliqua.

Anekdoten und Lesestücke.

Seite

Im Hotel.

Amberg: Wir haben heute morgen telegraphiert, um zwei nebeneinanderliegende Zimmer zu bestellen.

Portier: Ganz recht, Herr Amberg aus Frankfurt?

A. Jawohl, und dies ist mein Freund, Herr Busch.

P. Wir haben Ihnen Nummer 35 und 36 reserviert, zwei sehr freundliche, ruhige Zimmer mit Aussicht auf den Park.

A. Gut. Wollen Sie bitte unser Gepäck gleich hinaufbesorgen lassen.

P. (zum Piccolo): Fritz, zeigen Sie den Herren Nummer 35 und 36 und sagen Sie dem Hausdiener, er soll sofort das Gepäck hinaufbringen.

Piccolo: Darf ich bitten, rechts. Hier ist der Fahrstuhl.

A. Notieren Sie bitte, daß man uns pünktlich um 7 Uhr wecken soll.

Busch: Ja, und senden Sie den Kaffee um halb acht auf unsere Zimmer.

Pic. Jawohl. — Hier sind die Zimmer. Soll ich die Verbindungstür aufschließen?

A. Ja, bitte.

Pic. Wollen die Herren gütigst diesen Anmeldezettel ausfüllen?

A. Schön. Sagen Sie mal, wie schnell kann hier unsere Wäsche besorgt werden?

Pic. Innerhalb 24 Stunden. Sie brauchen nur nach dem Zimmermädchen zu klingeln, wenn Sie Ihre Koffer ausgepackt haben.

B. Ich habe Durst. Was für Wasser kann ich bekommen?

Pic. Wir haben verschiedene Mineralwasser: Fürstenbrunn, Appolinaris, Gießhübler. Wenn Sie wünschen, kann ich Ihnen auch frisches Quellwasser bringen.

B. Wenn das Quellwasser hier gut ist, ziehe ich es vor. (Piccolo ab.)

A. Man muß wohl zweimal klingeln, wenn das Zimmermädchen kommen soll? (Er klingelt.)

(Zimmermädchen — klopft.)

A. Herein!

Zimmermädchen: Die Herrschaften befehlen?

A. Lassen Sie, bitte, diese Wäsche hier bis spätestens morgen abend besorgen. Hier ist der Wäschezettel. Die Taschentücher dürfen ja nicht gestärkt werden und die Manschetten möchte ich flach gebügelt haben.

Z. Schön, wie die Herrschaften wünschen.

B. Und sagen Sie dem Hausdiener, er soll unsere Kleider ordentlich ausbürsten; denn sie sind sehr staubig, und die Schuhe, welche dort in der Ecke stehen, soll er gut putzen.

A. Und bringen Sie uns noch zwei Handtücher.

Übung 1.

1. Wo steigt man ab, wenn man sich in einer fremden Stadt befindet? 2. Was haben die Herren A. und B. getan, um ein Zimmer zu bestellen? 3. Erkennt der Portier den Herrn A.? 4. Liegen die Zimmer nebeneinander? 5. Sind sie hell und sonnig? 6. Hört man den Straßenlärm in den Zimmern? 7. Was sehen die Herren A. und B., wenn sie aus den Fenstern blicken? 8. Warum nimmt man Gepäck mit auf die Reise? 9. Wann wollen die Herren ihr Gepäck haben? 10. Welcher Angestellte begleitet die Herren nach den Zimmern? 11. Wer wird das Gepäck in die Zimmer tragen? 12. Steigen

die Herren die Treppe hinauf? 13. Um welche Zeit wollen sie am nächsten Morgen aufstehen? 14. Wie lange schlafen Sie am Morgen? 15. Um welche Zeit wachen Sie gewöhnlich auf? 16. Können Sie schlafen, wenn Lärm in Ihrem Zimmer ist? 17. Was tut man, um jemand zu wecken? 18. Wann und wo wollen die Herren ihren Morgenkaffee trinken? 19. Sind die Herren gezwungen durch den Gang zu gehen, wenn sie von dem einen Zimmer ins andere treten wollen? 20. Wie heißen Sie? 21. Welches ist Ihr Wohnort? 22. Welches ist der Beruf oder Stand des Herrn Berlitz? 23. Wie nennt man das Papier, auf welches man im Hotel seinen Namen, Wohnort und Stand schreibt? 24. Sind Kragen, Manschetten und Taschentücher, welche man auf einer Reise getragen hat, schmutzig oder rein? 25. Was tut man mit der schmutzigen Wäsche? 26. Besorgt Ihr Dienstmädchen Ihre Wäsche, oder senden Sie dieselbe in eine Wäscherei (Waschanstalt)? 27. Sind die Herren A. und B. in Eile mit ihrer Wäsche? 28. Wie bald können sie sie wiederbekommen? 29. Warum trinkt man? 30. Bei was für Wetter hat man am meisten Durst? 31. Welche Empfindung hat man, nachdem man einen Salzhering gegessen hat? 32. Wie nennt man den Ort, wo Wasser aus der Erde fließt? 33. Ist Quellwasser gewöhnlich frisch? 34. Was für Trinkwasser ziehen Sie vor? 35. Was tun wir im Hotel, wenn der Kellner auf unser Zimmer kommen soll? 36. Warum klingeln die Herren A. und B.? 37. Was tut das Zimmermädchen, ehe es eintritt? 38. Was ruft man, wenn jemand an die Tür klopft? 39. Mit welchen Worten fragt das Zimmermädchen nach den Wünschen der Herren? 40. Was tut die Waschfrau, um die Wäsche steif zu machen? 41. Und was tut sie, um sie glatt zu machen? 42. Was tut man mit den Kleidern, wenn sie staubig sind? 43. Wer bürstet die Kleider der Reisenden im Hotel? 44. Was

tut man mit den Schuhen, wenn sie schmutzig sind? 45. Womit trocknet man sich ab, nachdem man sich gewaschen hat?

Auf dem Postamt.

Ameln: Bitte, hier ist meine Karte. Sind Briefe für mich hier?

Postbeamter: Es sind zwei da, einer ist eingeschrieben. Haben Sie Ausweispapiere?

A. Ich weiß nicht recht, was dazu nötig ist. Genügt dieser Kreditbrief von der deutschen Bank?

B. Vollkommen. Bitte zeichnen Sie hier.

A. Wo kann ich Freimarken bekommen?

B. Am zweiten Schalter links.

A. Wieviel beträgt das Porto für Ungarn?

B. Ebensoviel wie innerhalb Deutschlands, 10 Pf., wenn der Brief nicht über 20 Gramm wiegt.

A. Und nach Holland?

B. Für alle Länder im Postverbande 20 Pf. für 15 Gramm.

A. Wie lange dauert es, bis ein Stadtbrief befördert wird?

B. Mindestens sechs Stunden. Wenn Sie in Eile sind, schicken Sie lieber einen Rohrpostbrief, der binnen zwei Stunden an seinem Bestimmungsort ankommen muß. Drüben, am dritten Schalter rechts von der Ecke, ist der Rohrpost Verkauf.

A. Danke vielmals. Und — verzeihen Sie — noch eine Frage. Ich will sowohl Geld als auch ein Paket wegschicken, wo kann ich eine Postanweisung und eine Paket-Adresse bekommen?

B. Beides habe ich hier. Einzahlen aber müssen Sie am Schalter fünf, und die Paket-Annahme ist im Nebengebäude.

Übung 2.

1. Wo kauft man Freimarken? 2. Wer bringt uns unsere Briefe ins Haus? 3. Wo ist der Briefträger (Postbote) angestellt? 4. Trägt der Postbote auch die Briefe ins Haus, welche die Aufschrift „postlagernd" haben? 5. Wie läßt man seine Briefe adressieren, wenn man nicht weiß, wo man wohnen wird? 6. Warum gibt Herr A. dem Beamten seine Karte? 7. Was steht auf der Karte? 8. Warum zeigt Herr A. seinen Kreditbrief? 9. Gibt der Beamte Briefe an Leute, die sich nicht ausweisen können? 10. Welche Briefe läßt man einschreiben? 11. Über was für Briefe gibt uns die Post einen Empfangsschein? 12. Läßt man Briefe, die keinen Wert haben, einschreiben? 13. Welcher Ausdruck zeigt uns, daß Herr A. seinen Namen in ein Buch schreiben muß, ehe er seinen Brief bekommen kann? 14. Wieviel beträgt das Porto für einen Brief innerhalb Deutschlands? 15. Und wieviel für einen nach dem Auslande? 16. Was ist der Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Stadtbrief und einem Rohrpostbrief? 17. In welcher Weise kann man Geldzahlungen durch die Post besorgen lassen? 18. Besorgt die Post nur Briefe oder auch Pakete? 19. Wie kann ich Bücher versenden?

Am Fernsprecher.

Herr Stechmann (spricht nach Amt 4): Bitte Amt 6, A.

Amt 4: Leitung besetzt. Bitte später rufen.

Herr St. (nach einer Viertelstunde): Kann ich jetzt Anschluß bekommen? Ja? Ach so, dort ist schon Amt 6, A. . . . Also bitte: 2467 — ja! Hier Stechmann! Wer dort? Ist dort Herr Dolt?

Herr Dolt: Jawohl, hier Dolt. Und wer ist dort, bitte? Ich habe nicht verstanden.

Herr St. Ich bin Herr Stechmann aus Frankfurt.

Herr D. Ach, das freut mich. Wie geht es Ihnen? Was treiben Sie denn in Berlin?

Herr St. Ich habe Geschäfte hier zu erledigen, die ich nicht brieflich abmachen kann, darum bin ich auf einige Tage hierhergekommen. Wenn möglich, komme ich morgen zu Ihnen nach Charlottenburg hinaus, um mich mit Ihnen über Herrn Zink zu besprechen. Wie? Was? Ich verstehe kein Wort! Ach — da hat man uns die Verbindung abgeschnitten! Aber Fräulein, bitte unterbrechen Sie uns doch nicht! Wir sprechen ja noch! Herr Dolt, sind Sie noch da? Wie? Etwas lauter, bitte! So? Herr Zink hat sein Haus verkauft? Wer hat Ihnen das gesagt? Herr Biermann? Ja, der sagt nie die Wahrheit. Ich glaube nicht, daß das Haus verkauft ist. Herr Zink hat mir versprochen, zu telegraphieren, sobald er das Haus verkauft und ich habe nichts von ihm gehört.

Herr D. Sie haben recht. Man kann Herrn Biermann nicht glauben. Ist es wahr, daß er eine Erbschaft gemacht hat?

Herr St. Nein, das ist auch nicht wahr! Ich weiß es bestimmt! Sein Vater, der vor kurzem gestorben ist, hat selbst nichts gehabt. Er hat also nichts hinterlassen. . . . Wissen Sie die Adresse von Herrn Ernst? Er kann uns vielleicht Auskunft über Herrn Zink geben.

Herr D. Nein, ich kenne seine Adresse nicht, werde aber im Adreßbuch nachschlagen.

Herr St. Gut! Also auf Wiedersehen morgen. Viele Grüße an Ihre liebe Familie!

Herr D. Besten Dank, adieu.

Übung 8.

1. Was tut man, wenn man mit jemand sprechen will, der sich in einem anderen Stadtteile befindet? 2. Haben Sie Fernsprechverbindung in Ihrem Hause? 3. Gibt es in dieser Stadt öffentliche Fernsprechstellen? 4. Mit wem wünscht Herr St. zu sprechen? 5. Warum kann er nicht gleich mit ihm sprechen? 6. Wie lange muß er warten? 7. Wann klingelt er wieder an? 8. Ist die Leitung dann noch besetzt? 9. Ist Herr St. zu seinem Vergnügen nach Berlin gekommen? 10. Was hat er dort zu tun? 11. Ist die Stimme aus dem Fernsprecher sehr deutlich? 12. Kann man zuweilen Geschäfte durch Briefe abmachen? 13. Warum erledigt Stechmann seine Geschäfte nicht brieflich? 14. Wird er mehrere Tage in Berlin bleiben? 15. Warum will er nach Charlottenburg hinausfahren? 16. Können die Herren ununterbrochen mit einander sprechen? 17. Wer unterbricht sie? 18. Wodurch? 19. Stellt das Fräulein im Fernsprechamt die Verbindung wieder her? 20. Von wem sprechen die Herren, nachdem die Verbindung wieder hergestellt ist? 21. Was hat Herr Biermann dem Herrn Dolt gesagt? 22. Hat Herr Zink wirklich sein Haus verkauft? 23. Hat Herr Biermann die Wahrheit gesagt? 24. Glaubt Herr Stechmann, daß Herr Zink sein Haus verkauft hat? 25. Glauben Sie alles, was Sie in den Zeitungen lesen? 26. Glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich ein Deutscher bin? 27. Was hat Herr Zink Herrn St. versprochen? 28. Was verspricht man, wenn man etwas kauft und nicht gleich dafür zahlt? 29. Versprechen die Schüler dem Lehrer, die Aufgaben zu schreiben? 30. Versprechen die Kinder ihren Eltern, brav und gut zu sein? 31. Halten die Kinder gewöhnlich ihr Versprechen? 32. Wem hinterläßt ein Vater sein Geld bei seinem Tode? 33. Warum glaubt Herr Dolt, daß Biermann's Vater nichts hinterlassen hat? 34. Hat

Biermann eine Erbschaft gemacht? 35. Ist es wahr, daß Sie von einem Onkel in Indien zwei Millionen Mark geerbt haben? 36. Wo kann man die Adressen aller Einwohner der Stadt finden? 37. Warum will Herr Dolt im Adreßbuch nachschlagen? 38. Können Sie mir Auskunft über die Berlitzschulen geben? 39. Bitte geben Sie mir Auskunft darüber.

Eine Wohnung mieten.

Herr Meyer (einen Vorübergehenden anredend): Entschuldigen Sie, wollen Sie mir, bitte, die Waldstraße zeigen?

Der Angeredete: Gern, aber die Waldstraße ist sehr lang, nach welcher Nummer wollen Sie?

Herr M. Ich suche Nr. 175.

Der A. Gehen Sie diese Straße, die Burgstraße, entlang bis zur Fürstenstraße, der dritten rechts, schlagen Sie dieselbe ein, und die zweite Straße, an welche Sie dann gelangen, ist die Waldstraße; Nr. 175 ist drei oder vier Häuser links von der Ecke.

Herr M. Danke bestens!

(Herr M. kommt vor dem Hause des Herrn Schmied an und klingelt; das Dienstmädchen öffnet.)

Herr M. Ist der Herr Schmied zu Hause?

Das Dienstmädchen: Jawohl, wollen Sie bitte eintreten. Wen soll ich anmelden?

Herr M. Herr Schmied kennt mich nicht; sagen Sie ihm, daß ich komme, um die Wohnung zu sehen, die er zu vermieten hat.

Das Dienstm. Bitte einen Augenblick Platz zu nehmen.

(Während Herr M. im Vorzimmer wartet, meldet ihn das Dienstmädchen dem Hausherrn. Dieser kommt.)

Herr Schmied: Was steht zu Ihren Diensten?

Herr M. Ich habe in der Zeitung gelesen, daß Sie eine Wohnung zu vermieten haben, und ich möchte sie ansehen. Aus wievielen Räumen besteht sie?

Herr S. Sie besteht aus fünf Räumen: einer Küche, einem Speisezimmer, einem Salon und zwei Schlafzimmern, von welchen jedes ein Ankleidekabinett hat.

Herr M. Kann ich die Wohnung in Augenschein nehmen?

Herr S. Gewiß.

Herr M. In welchem Stock liegt sie?

Herr S. Im dritten, wollen Sie, bitte, hier die Treppe hinaufsteigen. — Das ist die Küche.

Herr M. Sie ist ziemlich dunkel. Wohin führt dieses Fenster?

Herr S. Es führt auf einen Hof; die Küche steht mit dem Speisezimmer durch diese Tür in Verbindung. Sie sehen, daß dieses Zimmer sehr hell ist.

Herr M. Ja, aber es ist recht klein, und ich sehe keinen Platz, wohin ich das Büfett stellen kann.

Herr S. Zwischen den zwei Fenstern ist Platz genug. Wollen wir in den Salon eintreten; wie im Speisezimmer ist auch hier ein schöner Spiegel über den Kaminsims.

Herr M. Wohin führen diese beiden Fenster?

Herr S. Sie gehen auf die Straße.

Herr M. Wollen Sie so gut sein, mir einige Mitteilungen über die anderen Mieter im Hause zu machen?

Herr S. Wie Sie gesehen haben, wohne ich mit meiner Familie zur ebenen Erde, die erste Etage ist an Herrn X., den Präsidenten einer Feuerversicherungsgesellschaft, vermietet, und die oberste Etage ist von einer Witwe mit zwei erwachsenen Töchtern bewohnt.

Herr M. Können Sie mir keinen Raum im Keller geben, wo ich meinen Wein unterbringen kann?

Herr S. O doch; es ist ein besonderer Raum im Keller für jede Etage.

Herr M. Ich habe vergessen, Sie zu fragen, ob Sie Wasser im Hause haben.

Herr S. Natürlich, Gas- und Wasserleitung; haben Sie nicht die Wasserhähne in der Küche bemerkt?

Herr M. Ich habe nicht darauf acht gegeben. Und wie hoch kommt diese Wohnung?

Herr S. Zweitausend Mark das Jahr, zahlbar in vierteljährlichen Raten, im Voraus.

Herr M. Es sind noch einige Reparaturen zu machen. Wann kann ich einziehen?

Herr S. In vierzehn Tagen; ich werde die Reparaturen sofort machen lassen; die Arbeiter können morgen anfangen.

Herr M. Gut, ich nehme die Wohnung, meine Möbel werden am ersten des Monats hier sein.

Übung 4.

1. Wen redet Herr M. auf der Straße an? 2. Warum bittet er ihn um Entschuldigung? 3. Warum hält er ihn an? 4. Nach welcher Nummer will er? 5. Welchen Weg muß er einschlagen? 6. Wo liegt Nr. 175? 7. Was sagen wir zu jemand, der uns Auskunft über etwas gibt? 8. Warum klingelt man, ehe man in ein Haus eintritt? 9. Was tut das Dienstmädchen, wenn es klingeln hört? 10. Wonach erkundigt sich Herr M.? 11. Was antwortet das Dienstmädchen auf seine Frage? 12. Bleibt Herr M. vor der Türe stehen? 13. Welchen Zweck hat der Besuch des Herrn M.? 14. Warum sagt Herr M. dem Dienstmädchen nicht, wie er heißt?

15. Was tut das Dienstmädchen, während Herr M. wartet? 16. Was wird das Dienstmädchen zu Herrn Schmied sagen, um ihn von dem Besuche des Fremden zu benachrichtigen? 17. Woher hat er erfahren, daß Herr Sch. eine Wohnung zu vermieten hat? 18. Was fragt Herr Sch. denselben? 19. Welche Frage stellt er, um zu wissen, wieviele Räumlichkeiten die Wohnung hat? 20. In welchem Stock liegt sie? 21. Was muß Herr M. tun, um in das dritte Stockwerk zu gelangen? 22. Nennen Sie mir die verschiedenen Räumlichkeiten eines Hauses, und sagen Sie mir, was man darin tut? 23. Wohin führt das Fenster dieses Zimmers? 24. Was sagt Herr M. über das Speisezimmer? 25. Was erfährt er von dem Eigentümer des Hauses über dessen Mieter? 26. Ist Ihr Haus gegen Feuer versichert? 27. Sind Sie in der Lebensversicherung? (oder: haben Sie Ihr Leben versichert?) 28. Wie nennt man den untersten Teil eines Hauses? 29. Welchen Teil des Hauses nennt man Boden? 30. Worauf hat Herr M. nicht acht gegeben? 31. Wieviel beträgt die Miete der Wohnung? 32. Wann ist sie zahlbar? 33. Ist die Wohnung in gutem Zustand? 34. Ist dieses Buch in gutem Zustand oder zerrissen? 35. Erklären Sie mir die Worte „ausziehen“ und „einziehen“. 36. Wird Herr M. die Wohnung mieten? 37. Wann wird er seine Möbel schicken? 38. Was verspricht der Eigentümer in Bezug auf die Reparaturen?

Übung 5.

(Der Schüler bilde Fragen für die folgenden Antworten.)

1. Er fragt ihn, wo die Waldstraße ist. 2. Ja, wenn ich den Weg nicht kenne, erkundige ich mich. 3. Nein, er kennt Berlin nicht. 4. Ich wohne Nr. 150. 5. Gewiß, Sie können hier eintreten, ohne zu klingeln. 6. Ja, wenn die Tür verschlossen ist, klingle ich. 7. Weil man sonst nicht weiß, daß jemand eintreten

will. 8. Das Dienstmädchen meldet den Fremden an. 9. Er hat es in der Zeitung gesehen. 10. Man setzt eine Anzeige in die Zeitung. 11. Ja, er zeigt sie ihm. 12. Er sagt, daß sie sehr finster ist. 13. Natürlich ist eine helle Wohnung angenehmer als eine dunkle. 14. Ja, er nimmt sie in Augenschein. 15. Nachdem er das getan hat, mietet er die Wohnung. 16. Sie ist zahlbar in vierteljährlichen Raten. 17. Ja, die oberste Etage ist gewöhnlich heller. 18. Nein, er kann nicht gleich einziehen. 19. Weil Reparaturen nötig sind. 20. Ja, es sind Gas- und Wasserhähne in der Küche.

Beim Möbelhändler.

Der Käufer: Wollen Sie die Güte haben, mir eine Salonausstattung zu zeigen.

Der Verkäufer: Gern. Ich habe eine große Auswahl; zu welchem Preise wünschen Sie die Möbel?

K. Darüber kann ich nichts sagen, bis ich Ihr Warenlager gesehen habe.

V. Was denken Sie von dieser Einrichtung im Stile Ludwigs XV.?

K. Sie gefällt mir ganz und garnicht.—

V. Und diese hier von schwarzem Holz mit rotem Sammet überzogen?

K. Sammet ist so gewöhnlich, ich ziehe diese Garnitur vor. Aus wieviel Stücken besteht dieselbe?

V. Aus einem Sofa, zwei Lehn- und vier anderen Stühlen.

K. Haben Sie nicht einen Tisch, der dazu paßt?

V. Doch, dieser hier ist ganz in demselben Stil.

K. Ich weiß aber nicht, wie die Sitze gepolstert sind.

V. Setzen Sie sich nur einmal in diesen Lehnstuhl, so werden Sie sehen, wie weich er ist.

K. Das ist wahr, man sitzt sehr bequem darin. Wieviel beträgt der Preis der vollständigen Garnitur, inklusive Tisch?

V. Für Sie nur 2000 Mark, denn Sie wollen noch andere Möbel kaufen, nicht wahr?

K. Ja, ich habe ein ganzes Haus auszustatten. — Lassen Sie uns nun einige Möbel für das Speisezimmer ansehen. Zuerst einen Ausziehtisch. Aus was für Holz ist dieser hier?

V. Aus Nußbaum.

K. Ich glaube nicht, daß er sehr stark ist, zeigen Sie mir einen anderen.

V. Wie gefällt Ihnen dieser?

K. Ganz gut; aber haben Sie auch Stühle und ein Büfett, die dazu passen?

V. Gewiß, wollen Sie gepolsterte oder Rohrstühle?

K. Rohrstühle, denke ich, die sind wohl billiger?

V. Sicherlich, um 10 Mark das Stück.

K. Wie? Ist der Unterschied so groß? Bitte, zeigen Sie mir das Büfett, welches zu dem Tisch und den Stühlen gehört?

V. Ich möchte Ihnen dieses hier empfehlen, es ist genau im selben Stil gearbeitet.

K. Und wieviel wird das Speisezimmer kosten?

V. 600 Mark, wenn Sie Rohrstühle nehmen, 720, wenn Sie gepolsterte wählen.

K. Ist das der genaueste Preis?

V. Keinen Pfennig weniger, wir haben stets feste Preise; es ist unnötig, in unserem Laden zu handeln.

K. Ich sehe hier keine Schlafzimmer-Möbel.

V. Wir haben eine große Auswahl im oberen Stockwerk; wollen Sie sich gefälligst diese kleine Treppe hinauf bemühen.

K. Bitte, gehen Sie voran, um mir den Weg zu zeigen. Aber die Treppe hier ist sehr schmal, Sie können doch keine Möbel hindurch transportieren?

V. Nein, wir haben einen Frachtaufzug hinten im Hause. Wollen Sie die Schlafzimmer-Möbel aus Mahagoni?

K. Nein, ich mag Mahagoni nicht, es ist ganz aus der Mode.

V. Also Nußbaumholz?

K. Ich möchte ganz einfache Möbel aus Nußbaum für ein Schlafzimmer haben und aus Eichenholz für das andere. Warten Sie, da ist eines, das mir sehr gefällt, besonders das Bett. Verkaufen Sie auch Matratzen?

V. In der oberen Etage werden Sie alles finden, was Sie wünschen: Matratzen, Kopfkissen, Decken, Bettücher u. s. w.

K. Ich werde ein andermal wiederkommen und alle diese Sachen ansehen.

V. Wie Sie wünschen.

K. Auf Wiedersehen also!

V. Empfehle mich!

Übung 6.

1. Was will Herr Meyer ansehen? 2. Wie viel will er ausgeben? 3. Was denkt er über die Möbel im Stil Ludwigs XV.? 4. Was für Möbel zeigt ihm der Möbelhändler darauf? 5. Warum mag er Sammet nicht? 6. Findet er schließlich eine Einrichtung nach seinem Geschmack? 7. Was sagt er, indem er darauf hinweist? 8. Woraus besteht die Einrichtung, die er wählt? 9. Wonach fragt er noch? 10. Hat derselbe nicht einen Tisch, der zu der Einrichtung paßt? 11. Was soll Herr Meyer tun, um zu sehen, ob die Stühle gut gepolstert sind? 12. Gibt Herr Meyer zu, daß die Sessel gut gepolstert sind? 13. Wie hoch wird ihm die Einrichtung kommen? 14. Warum

fordert der Händler nur 2000 Mark? 15. Welche Möbel wünscht Herr Meyer für das Speisezimmer zu kaufen? 16. Was für ein Büfett will er nehmen? 17. Was bewahrt man in dem Büfett auf? 18. Wie gefällt Herrn Meyer der Tisch, den man ihm zuerst zeigt? 19. Warum will er einen massiven Tisch für das Speisezimmer? 20. Was geschieht, wenn der Tisch nicht stark ist? 21. Was tut man mit zerbrochenen Möbeln? 22. Welches Büfett rät der Kaufmann dem Herrn Meyer zu nehmen? 23. Was raten Sie mir zu tun, um englisch zu lernen? 24. Wird Herr Meyer gepolsterte Stühle nehmen? 25. Warum wählt er Rohrstühle? 26. Welcher Unterschied ist im Preise dieser Stühle? 27. Wie teuer wird ihm die Einrichtung für das Speisezimmer zu stehen kommen, wenn er Rohrstühle nimmt? 28. In welchem Fall wird ihn die Ausstattung 720 Mark kosten? 29. Kann der Käufer in diesem Geschäfte handeln? 30. Was bedeutet der Ausdruck: „feste Preise haben"? 31. Handeln Sie in den Läden? 32. Kann man in einem guten Geschäft handeln? 33. Warum geht der Verkäufer Herrn Meyer voraus? 34. Steigen Sie die Treppe hinauf, um in dieses Zimmer zu kommen? 35. Welche Holzart ziehen Sie für die Ausstattung eines Speisezimmers vor? 36. Woraus besteht ein Bett? 37. Kehren Sie nach dieser Stunde nach Hause zurück? 38. Wann werden Sie wieder hierher kommen? 39. Was sagen Sie, wenn Sie jemand verlassen?

Übung 7.

1. Er braucht Möbel, weil er eben ein Haus gemietet hat. 2. Er fragt ihn, wieviel er ausgeben will. 3. Um zu wissen, welche Einrichtung er ihm zeigen soll. 4. Er zeigt ihm zuerst eine Einrichtung im Stile Ludwigs XV. 5. Doch, ich habe die mit Sammet überzogenen Möbel sehr gern. 6. Um ihm zu zei-

gen, daß sie gut gepolstert sind. 7. Nein, nicht weil er müde ist, sondern weil er sehen will, wie die Stühle gepolstert sind. 8. Nein, er berechnet ihm einen niedrigeren Preis als anderen Kunden. 9. Er will dann eine Einrichtung für ein Speisezimmer sehen. 10. Er wählt Rohrstühle. 11. Weil er keinen hohen Preis bezahlen will. 12. Doch, im oberen Stockwerk. 13. Wenn man sich in das obere Stockwerk begibt. 14. Man geht die Treppe hinunter. 15. Weil sie sehr eng ist. 16. Ja, er braucht noch andere Möbel. 17. Ja, er verspricht wiederzukommen.

Beim Schneider.

Herr Müller: Mein lieber Köhler, Sie tragen da einen Anzug, der Ihnen sehr gut sitzt; haben Sie ihn fertig gekauft, oder haben Sie ihn sich anmessen lassen?

Herr Köhler: Ich lasse alle meine Kleider nach Maß machen. Die fertig gekauften passen mir niemals; wenn der Rock lang genug ist, so ist er entweder zu eng, oder er hat zu kurze Ärmel.

Herr M. Bei wem lassen Sie Ihre Kleider machen?

Herr K. Bei Herrn Krause.

Herr M. Wollen Sie mich zu ihm begleiten? Ich will mir auch einen solchen Anzug bestellen.

Herr K. Mit Vergnügen. — Guten Tag, Herr Krause. Ich bringe Ihnen einen Kunden.

Der Schneider: Sie sind sehr freundlich, Herr Köhler. Womit kann ich Ihnen dienen, mein Herr?

Herr M. Können Sie mir einen solchen Anzug machen, wie mein Freund da hat?

Sch. Ich glaube wohl, ich habe gerade noch genug von dem Stoffe übrig. Wenn Sie die Güte haben wollen, Ihren Rock

auszuziehen, so will ich Ihnen Maß nehmen. Sie wünschen auch Weste und Hose dazu?

Herr M. Jawohl, machen Sie mir einen vollständigen Anzug.

Sch. Wie wünschen Sie den Rock, etwas lose oder fest anschließend?

Herr M. O! ich überlasse das Ihnen, Sie wissen am besten, was man jetzt trägt.

Sch. Was für Futter wünschen Sie dazu?

Herr M. Füttern Sie den Anzug mit Seide, wenn Sie eine Qualität haben, die dauerhaft genug ist.

Sch. Gut, ganz nach Ihrem Wunsch. So, ich bin fertig; Sie können Ihren Rock wieder anziehen. Bis wann wünschen Sie den Anzug?

Herr M. Bis morgen in acht Tagen, wenn möglich.

Sch. Sehr wohl, bis dahin wird er fertig sein; aber ich möchte Sie bitten, übermorgen einmal im Vorübergehen vorzusprechen, um ihn anzuprobieren.

Übung 8.

1. Mit wem trifft Herr Müller auf der Straße zusammen? 2. Wessen Freund ist Herr Köhler? 3. Woher wissen Sie das? 4. Was bemerkt Herr Müller an Herrn Köhler? 5. Wie gefällt ihm der Anzug? 6. Was für Kleider zieht Herr Köhler vor? 7. Warum kauft er keine fertigen Kleider? 8. Wie heißt Herrn Köhlers Schneider? 9. Machen Sie Ihre Kleider selbst? 10. Bei wem lassen Sie dieselben machen? 11. Kaufen Sie fertige Kleider? 12. Was wünscht Herr Müller? 13. Was tun die beiden Freunde darauf? 14. Geht Herr Müller allein zum Schneider? 15. Was sagt Herr Köhler zu Herrn Krause, als er bei ihm eintritt? 16. Wofür dankt ihm dieser? 17. Kann der Schneider zwei Anzüge wie den des Herrn Köhler machen?

18. Woraus können Sie das sehen? 19. Was muß ein Schneider tun, ehe er einen Anzug machen kann? 20. Weshalb nimmt er Maß? 21. Was fragt Herr Krause Herrn Müller? 22. Sagt dieser dem Schneider, nach welchem Schnitt er den Rock haben will? 23. Warum sagt er ihm nicht seine Ansicht über den Schnitt des Rockes? 24. Was tut Herr Müller, nachdem ihm der Schneider Maß genommen hat? 25. Bis wann wünscht Herr Müller seinen Anzug? 26. Was antwortet ihm der Schneider? 27. Weshalb probiert man neue Kleider an, ehe man sie kauft? 28. Werden Sie morgen über acht Tage hierher kommen? 29. Werden Sie in vierzehn Tagen abreisen?

Übung 9.

1. Es ist eine Unterhaltung über Kleider. 2. Sie treffen sich auf der Straße. 3. Ja, er paßt Ihnen sehr gut. 4. Nein, er ist zu weit für Sie. 5. Nein, er trägt keine fertig gekauften Kleider. 6. Natürlich, Kleider nach Maß kosten mehr. 7. Nein, im Gegenteil, sie sind billiger. 8. Er heißt Krause. 9. Er ist Schneider. 10. Nein, er ist kein Schneider. 11. Er ladet ihn ein, ihn zum Schneider zu begleiten. 12. Ich gehe zum Schneider, wenn ich Kleider brauche. 13. Ja, er begleitet ihn. 14. Zu Herrn Krause. 15. Er begrüßt ihn zuerst. 16. Er stellt seinen Freund vor. 17. Er will einen solchen, wie sein Freund hat. 18. Doch, er hat gerade noch genug Stoff übrig. 19. Er zieht seinen Überrock aus. 20. Weil der Schneider ihm Maß nehmen will. 21. Er fragt ihn, bis wann er seinen Anzug wünscht. 22. Ja, er wird fertig sein. 23. Nein, ohne Anprobieren kann er nicht wissen, ob er gut sitzt oder nicht.

Bei der Kleidermacherin.

Kleidermacherin: Gnädige Frau wünschen?

Dame: Ich möchte ein Promenadenkleid, weiß aber noch nicht, was ich wählen soll. Was raten Sie mir?

K. Nun, man trägt jetzt gerade sehr viel einfarbige Stoffe.

D. Sind also die gestreiften und gewürfelten Stoffe aus der Mode?

K. Das nicht, man trägt sie noch, aber recht wenig.

D. Was wird die Mode für diesen Winter sein?

K. Wollen gnädige Frau, bitte, einige Modebilder ansehen? Welches von diesen Kostümen gefällt der gnädigen Frau am besten?

D. Es sagt mir keines zu. Ich ziehe das braune Kleid mit der glatten Taille und dem gefalteten Rock vor, das in Ihrer Auslage steht.

K. Das ist nur ein Modell, doch kann man etwas ähnliches machen.

D. Gut. Wollen Sie mir einige Stoffmuster zeigen?

K. Hier habe ich etwas sehr Gutes.

D. Ist das nicht für die jetzige Jahreszeit zu schwer?

K. Vielleicht, aber wir haben es auch leichter vorrätig. Was denken gnädige Frau über diese Qualität?

D. Ich finde den Stoff ganz hübsch, aber ich glaube, er trägt sich weniger gut.

K. Ich bitte um Verzeihung, aber gnädige Frau irren sich; dieser ist gerade so gut wie jener, es ist wirklich ein ausgezeichneter Stoff, der sich gut halten wird. Wie wünschen gnädige Frau die Garnitur? Man trägt augenblicklich viel Spitzenbesatz.

D. Ist mir recht, machen Sie es nach Ihrem Geschmack. Wenn ich mit Ihrer Arbeit zufrieden bin, sollen Sie meine Kundschaft haben und ich werde Sie unter meinen Bekannten empfehlen.

Vielleicht brauche ich auch ein Ballkleid. Glauben Sie, daß Sie mir ein einfaches aber elegantes machen können?

K. Gewiß, Ballkleider sind ja die Spezialität unseres Geschäftes. Woraus soll es sein?

D. Ich habe noch nicht ganz entschieden, ob ich überhaupt eins machen lasse. Ich will darüber nachdenken. Wenn ich das eben bestellte Kleid anprobiere, werde ich Ihnen meinen Entschluß mitteilen.

Übung 10.

1. Wo befindet sich die Dame, von der in diesem Stücke die Rede ist? 2. Welchen Zweck hat ihr Besuch bei der Schneiderin? 3. Wo lassen Damen sich ihre Kleider machen? 4. Können Sie nähen? 5. Sagt die Dame der Schneiderin, wie sie das Kleid will? 6. Was fragt sie dieselbe? 7. Welche Stoffe sind augenblicklich Mode? 8. Ziehen Sie einfarbige, gestreifte oder gewürfelte Stoffe vor? 9. Warum rät die Schneiderin der Dame nicht, einen gestreiften Stoff zu nehmen? 10. Was zeigt sie ihr, um sie über die neuesten Moden zu unterrichten? 11. Findet die Dame etwas nach ihrem Geschmacke? 12. Wo hat sie das hübscheste Kleid gesehen? 13. Beschreiben Sie mir dieses Kleid. 14. Kann sie das Kleid kaufen? 15. Was für ein Kleid läßt sie sich machen? 16. Was zeigt ihr die Kleidermacherin noch? 17. Zeigt sie ihr ein ganzes Stück Tuch? 18. Welche Meinung hat die Dame über die erste Sorte Tuch? 19. Welche Sorte zeigt ihr die Kleidermacherin dann? 20. Wie gefällt ihr diese Sorte? 21. Hält sie dieselbe für dauerhaft? 22. Was sagt die Kleidermacherin, um die Dame zu bewegen, diesen Stoff zu kaufen? 23. Entschließt die Dame sich, den Stoff zu nehmen? 24. Irrt sich die Dame, wenn sie den Stoff für weniger gut hält? 25. Irren Sie sich zuweilen im Gebrauch des bestimmten Artikels? 26. Irre ich mich, wenn ich Sie für einen Deutschen

halte? 27. Widerspricht die Schneiderin der Dame? 28. Warum bittet sie um Verzeihung? 29. Wovon sprechen die beiden weiterhin? 30. Sagt die Dame, wie sie das Kleid besetzt wünscht? 31. Was antwortet sie der Schneiderin in Bezug auf den Besatz? 32. Sind Sie mit Ihren Fortschritten im Deutschen zufrieden? 33. Was verspricht die Dame, wenn sie mit ihrem Kleide zufrieden ist? 34. Wollen Sie die Berlitz-Schule Ihren Freunden empfehlen? 35. Was braucht die Dame noch außer dem eben bestellten Kleide? 36. Welche Spezialität haben die Berlitz-Schulen? 37. Gibt man dort jede Art Unterricht? 38. Warum sagt die Dame der Schneiderin nicht, woraus sie ihre Ballrobe gemacht wünscht? 39. Was will sie tun, ehe sie sich entscheidet? 40. Wann wird die Dame sich entscheiden? 41. Worüber wird sie entscheiden?

Übung 11.

(Der Schüler ahme die vorhergehende Stücke nach und gebrauche dabei den folgenden Wortschatz.)

Bei der Modistin: Hut aus Sammet, Seide, Tüll; Strohhut — mit Blumen, Bändern, Federn garniert — anprobieren; sich im Spiegel betrachten — nach dem Preise fragen, handeln, auswählen u.s.w.

Beim Hutmacher: Filzhut, Seidenhut; ein hoher Hut, Cylinderhut, weicher Hut; der Rand (die Krämpe), der Kopf, die Mütze, die Kappe.

Beim Schuhmacher: Schuhe, Stiefel, Stiefeletten; das Leder, Kalbsleder, Ziegenleder; die Sohle, der Hacken (Absatz); Schnürschuhe, Knöpfschuhe, mit Gummizug.

(In derselben Weise kann man geben: Beim Juwelier, im Modewaren-, Galanteriewarenladen, beim Buchhändler u.s.w.)

Ein Besuch.

Friedrich: Was? Freund Hesse! Tausendmal willkommen! Was führt denn dich nach Berlin?

Hesse: In erster Linie Geschäfte, und dann der Wunsch, eure Weltstadt zu sehen, von der man mir soviel gesagt hat.

F. Wirklich? Nein, wie mich das freut! Dein Besuch ist eine sehr angenehme Überraschung, ich versichere dich.

H. Es ist unnötig, dir zu sagen, daß es mir ebensoviel Vergnügen macht, dich einmal wiederzusehen.

F. Du hast den passendsten Tag gewählt; ich habe heute gerade meinen Geburtstag.

H. So? Dann meinen aufrichtigsten Glückwunsch!

F. Ich danke dir, lieber Freund. Aber sage mir doch, wie viele Tage wirst du denn in Berlin bleiben?

H. Ich weiß es noch nicht genau; aber ich hoffe, daß ich acht Tage bleiben kann.

F. Eine ganze Woche! O, das ist prächtig! Selbstverständlich wohnst du bei mir.

H. Recht gern, aber ich fürchte dir zur Last zu fallen.

F. Nicht im mindesten!

H. Und deine Frau . . .?

F. Wird sich sehr freuen, dich kennen zu lernen (er klingelt).

Das Dienstmädchen: Die Herrschaften befehlen?

F. Sagen Sie meiner Frau, daß Herr Hesse angekommen ist und unsere Einladung angenommen hat. (Dienstmädchen ab). So, das ist also abgemacht; du bleibst bei uns. Hier ist dein Zimmer; mach's dir bequem.

H. Wann wird bei euch gegessen?

F. Punkt 2 Uhr. Aber wenn du Hunger hast . . .

H. Ganz und gar nicht, ich möchte mich nur vorher umkleiden!

F. O, mache doch keine Umstände! Deine Reisetoilette ist fein genug.

H. Desto besser, denn ich bin etwas müde. Aber ich möchte mich doch wenigstens waschen und kämmen. Man wird auf der Reise so schmutzig.

F. Gut, hier in diesem Toilettentische findest du Bürsten und Seife, und hier hängen Handtücher. Ich werde dem Zimmermädchen sagen, es soll dir eine Waschschüssel und einen Krug mit Wasser bringen.

. . . .

F. Ich habe das Vergnügen, liebe Frau, dir hier meinen Freund Bernhard Hesse vorzustellen!

Frau F. Es freut mich in der Tat, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, nachdem mein Mann so oft von Ihnen erzählt hat.

H. Hat er das wirklich getan? Hat er Gutes oder Schlechtes erzählt?

Frau F. Wie können Sie annehmen, daß es Schlechtes war, Herr Hesse, Sie wissen doch wohl, daß mein Mann nicht imstande ist, von seinen Freunden etwas Schlechtes zu reden!

H. O! das weiß ich. Fritz ist die Güte selbst, und es freut mich um so mehr, daß er eine so reizende Frau hat.

Frau F. Danke vielmals für das Kompliment.

Das Dienstm. Es ist angerichtet.

Frau F. Bitte, Herr Hesse; gestatten Sie mir, Ihnen den Weg nach dem Speisezimmer zu zeigen.

(Alle drei begeben sich dahin.)

Frau F. (auf einen Stuhl zu ihrer Rechten deutend): Wollen Sie hier Platz nehmen, Herr Hesse. . . . Findest du nicht auch, lieber Mann, daß die Suppe zu wenig gesalzen ist und etwas fade schmeckt?

F. Ich kann deine Meinung nicht teilen, du weißt ja, daß ich niemals ein Freund von stark gewürzten Speisen gewesen bin.

H. Darf ich Ihnen etwas Brot anbieten, gnädige Frau?

Frau F. Bitte, Herr Hesse! Danke sehr. . . . Wie schmeckt Ihnen dieser Fisch?

H. Er ist delikat.

F. Vergiß nicht, lieber Freund, daß Fische schwimmen müssen; also ein Gläschen Rheinwein; bitte reiche mir dein Glas herüber!

H. Danke, ich habe noch genug, mein Glas ist noch ganz voll. Sie erlauben, gnädige Frau, auf Ihr Wohl!

Frau F. Danke sehr.

F. Wenn ich mich nicht täusche, kommt jetzt dein Leibgericht, Rinderfilet mit Champignons.

H. Du hast ja ein ausgezeichnetes Gedächtnis; ich bin wirklich ein großer Freund von Champignons.

Frau F. Ich hoffe, Herr Hesse, daß die Champignons nach Ihrem Geschmacke zubereitet sind.

H. Ich habe niemals bessere gegessen; sie schmecken wirklich vortrefflich.

Frau F. Nehmen Sie sich doch Gemüse, Herr Hesse; vor Ihnen stehen grüne Erbsen und Schnittbohnen.

H. Wenn Sie erlauben, gnädige Frau, werde ich das Gemüse nach dem Braten nehmen.

Frau F. Ganz nach Belieben. Mein Mann macht es wie Sie. Er ißt auch kein Gemüse zum Fleisch. — Jetzt kommt meines Mannes Lieblingsspeise, gebratene Tauben. Die fehlen niemals an seinem Geburtstage.

H. Ja, ja, ich erinnere mich noch, daß er für gebratene Tauben stets eine Vorliebe hatte.

Frau F. Wie ziehen Sie den Spargel vor, mit Cremesauce oder mit Essig und Öl?

H. Ich werde es wie Sie machen, gnädige Frau. Dann bin ich sicher, das Allerbeste zu wählen.

Frau F. Ach, Sie schmeicheln mir wirklich, denn ich verstehe mehr vom Kochen als vom Essen.

H. Das ist doch dasselbe. Die gnädige Frau ist nur zu bescheiden, um von allen ihren guten Eigenschaften zu sprechen.

F. Du hast ganz Recht, lieber Hesse. Meine Frau hat einen ausgezeichneten Geschmack. Deswegen hat sie mich auch geheiratet.

H. Na, na! Du bist weniger bescheiden als deine Frau. Sagen Sie mal, gnädige Frau, ist Friedrich immer noch ein solcher Liebhaber von Süßigkeiten?

Frau F. Ja, er ist ein süßer Mensch und wird große Augen machen, wenn er sieht, was wir heute zum Dessert haben. Johanna, trage das Dessert und den Kaffee auf!

F. Ach! welche Überraschung hast du mir gemacht; das ist ja Schokoladentorte! Die esse ich für mein Leben gern.

Frau F. Nehmen Sie Milch zum Kaffee, Herr Hesse?

H. Ich danke Ihnen, nach dem Essen trinke ich den Kaffee schwarz. Darf ich Sie aber bitten, mir den Zucker herüberzureichen?

Frau F. Bitte tausendmal um Entschuldigung, ich habe das übersehen.

H. Danke sehr!

F. Nicht wahr, du rauchst nun eine Cigarre, lieber Bernhard?

H. Ich danke dir, nicht jetzt!

F. Aber du hast doch früher stets nach dem Essen geraucht?

H. Ich fürchte, daß wir deine Frau belästigen werden!

Frau F. Durchaus nicht, Herr Hesse, ich bin an Cigarrenrauch längst gewöhnt; außerdem bin ich gezwungen, Sie jetzt zu verlassen, da ich einiges in der Küche zu besorgen habe. Ich bitte Sie also, sich nicht zu genieren.

H. Ich danke Ihnen, gnädige Frau; ich werde von Ihrer gütigen Erlaubnis sofort Gebrauch machen.

Frau F. Hoffentlich werde ich Sie heute Nachmittag wiedersehen?

F. Nicht vor dem Abendessen, liebe Frau, da ich beabsichtige, mit meinem Freunde einen Spaziergang durch die Stadt zu machen, um ihm die Sehenswürdigkeiten derselben zu zeigen.

Frau F. Also auf Wiedersehen, Herr Hesse!

H. Ich empfehle mich Ihnen, gnädige Frau!

Übung 12.

1. Wovon ist im vorigen Stück die Rede? 2. Hat Friedrich seinen Freund erwartet? 3. Was ruft er, als er ihn bemerkt? 4. Welche Empfindung drückt dieser Ausruf aus? 5. Wodurch ist er überrascht? 6. Warum ist er dadurch überrascht? 7. Welche Frage stellt er an seinen Freund? 8. Was führt den Letzteren nach Berlin? 9. Was führt Sie hierher? 10. Hat Herr Hesse nur eine Vergnügungsreise gemacht? 11. Wird er einen Teil seiner Zeit beschäftigt sein? 12. Welche Meinung hat er von Berlin? 13. Teilt Hesse die Freude seines Freundes? 14. Ist er zu günstiger Zeit gekommen? 15. Was tut man am Geburtstag eines Freundes? 16. Weiß Hesse wie lange er in Berlin bleiben kann? 17. Wie lange hofft er bleiben zu können? 18. Wissen Sie, ob das Wetter morgen schön ist? 19. Hoffen Sie, daß es morgen schön sein wird? 20. Fürchten Sie, daß es morgen regnen wird? 21. Wie findet Friedrich den Entschluß seines Freundes, wenigstens eine Woche in Berlin zu bleiben? 22. Wozu ladet (lädt) er ihn ein? 23. Erwartet er, daß sein Freund die Einladung annehmen wird? 24. Welches Wort zeigt Ihnen das? 25. Ist das Haus, welches Friedrich bewohnt, groß genug, um Besuche aufzunehmen? 26. Wird Hesse seinen

Freund durch seinen Besuch belästigen? 27. Wem fürchtet Hesse außer seinem Freund lästig zu fallen? 28. Wird er ihr lästig fallen? 29. Was sagt Friedrich dem Dienstmädchen? 30. Wohin führt er seinen Freund, nachdem das Mädchen wieder fort ist? 31. Machen Sie es sich bequem, wenn Sie zuhause sind? 32. Warum glaubt Friedrich, daß sein Freund Hunger hat? 33. Hat derselbe wirklich Hunger? 34. Warum hat er sich nach der Essenszeit erkundigt? 35. Redet ihm Friedrich zu, die Kleider zu wechseln? 36. Wodurch drückt Hesse seine Zufriedenheit aus, nicht die Kleider wechseln zu müssen? 37. Wie fühlt man sich nach einer Reise? 38. Was will Hesse vor dem Mittagessen tun? 39. Was hat man nötig, um Toilette zu machen? 40. Wo findet man diese Gegenstände?

41. Was tut Friedrich, als alle sich im Speisezimmer treffen? 42. Wem stellt er seinen Freund vor? 43. Was antwortet diese? 44. Wem sagt sie das? 45. Hat sie schon von ihm sprechen hören? 46. Wen? 47. Wie spricht Friedrich von seinen Freunden? 48. Was für eine Meinung hat Hesse von Friedrich und seiner Frau? 49. Was tut man, wenn das Mittagessen angerichtet ist? 50. Was speist man zuerst? 51. Was fragt Frau F. ihren Mann inbezug auf die Suppe? 52. Was bietet Hesse der Frau seines Freundes an? 53. Nimmt sie das Brot? 54. Was fragt sie den Herrn H.? 55. Wie schmeckt ihm der Fisch? 56. Was für Wein trinkt man zum Fisch? 57. Mit welchen Worten bietet Friedrich seinem Freunde Wein an? 58. Warum reicht der Letztere sein Glas nicht hinüber? 59. Auf wessen Wohl trinkt Herr Hesse? 60. Was wünscht man beim Trinken? 61. Irrt sich Friedrich, wenn er glaubt, daß Hesse Rinderfilet sehr gern ißt? 62. Welches ist Ihr Leibgericht? 63. Hat Friedrich vergessen, was sein Freund am liebsten ißt? 64. Was zeigt uns, daß Friedrich ein gutes Gedächt-

nis hat? 65. Wie findet Herr Hesse die Champignons? 66. Wo steht das Gemüse? 67. Ißt Hesse Gemüse zum Fleisch? 68. Was kommt immer zu Friedrichs Geburtstage auf den Tisch? 69. Warum haben sie immer gebratene Tauben an jenem Tage? 70. Schmeckt das Essen gut, wenn das Salz fehlt? 71. Darf das Brot beim Essen fehlen? 72. Hat Hesse auch ein gutes Gedächtnis? 73. Erinnern Sie sich noch, an welchem Tage Sie Ihre erste deutsche Stunde genommen haben? 74. Haben Sie vergessen, wer Amerika entdeckt hat? 75. Erinnern Sie sich noch in welchem Jahr dieses war? 76. Warum will Hesse den Spargel so essen, wie Frau F.? 77. Glaubt er, daß sie einen guten Geschmack hat? 78. Sagt man den Damen viele angenehme Dinge? 79. Sind alle diese angenehmen Dinge wahr? 80. Schmeichle ich einer Dame, wenn ich sie schöner als Venus finde? 81. Schmeichelt uns ein wahrer Freund? 82. Bin ich bescheiden, wenn ich mich für besser halte, als ich bin? 83. Spricht ein bescheidener Mensch von seinen guten Eigenschaften? 84. Ist Friedrich bescheiden oder eitel, wenn er glaubt, daß der gute Geschmack seiner Frau sich darin zeigt, daß sie ihn geheiratet hat? 85. Sagt er dies im Ernst oder nur im Scherz? 86. Welchen Scherz macht die Frau, als das Dessert aufgetragen wird? 87. Wozu scherzt man? 88. Können Sie genügend Deutsch um über einen deutschen Scherz zu lachen? 89. Warum bittet die Frau um Entschuldigung, als Hesse um den Zucker bittet? 90. Was befürchtet Hesse, als sein Freund ihm eine Cigarre anbietet? 91. Was zeigt uns, daß Friedrich oft in Gegenwart seiner Frau raucht? 92. Gehen Kinder gerne früh zu Bett? 93. Muß man Kinder daran gewöhnen, früh zu Bett zu gehen und früh aufzustehen? 94. Schmeckt die erste Cigarre gut? 95. Warum finden viele Leute Geschmack am Rauchen? 96. Woran muß man das Ohr gewöhnen, wenn man eine fremde

Sprache erlernt? 97. Womit beschäftigt sich die Frau, während die Herren rauchen? 98. Was beabsichtigen die Herren zu tun? 99. Wie lange werden sie ausbleiben? 100. Mit welchen Worten verabschieden sich Frau Friedrich und Herr Hesse?

Über das Befinden.

Eduard: Nun, da sind Sie ja endlich!

Moritz: Warten Sie schon lange auf mich?

E. Seit wenigstens einer Stunde.

M. Bitte, entschuldigen Sie mich, ich habe die letzte Nacht schlecht geschlafen und bin deshalb länger als gewöhnlich im Bett geblieben. Ich fühle mich nicht recht wohl.

E. Wirklich? Was fehlt Ihnen denn?

M. Ich weiß es selbst nicht, seit einigen Tagen leide ich häufig an Kopfschmerz und habe zuweilen Fieberanfälle.

E. Aber gewöhnlich sind Sie doch so gesund; haben Sie denn Appetit?

M. Nein, ich kann nichts essen.

E. Sie müssen einen Arzt fragen.

M. Das habe ich schon getan, aber die Arznei hat nichts geholfen.

E. Was hat Ihnen der Arzt verschrieben?

M. Zuerst hat er mich Chininpillen nehmen lassen und ein paar Tage später hat er mir ein Rezept gegeben, das ich in der Apotheke habe machen lassen, allein bis jetzt ist noch keine Besserung eingetreten.

E. Welchen Arzt haben Sie denn konsultiert?

M. Unseren Familienarzt, den Dr. Saale.

E. Das ist derselbe, der meine Mutter behandelt hat.

M. Wie befindet Ihre Frau Mutter sich jetzt?

E. Sie ist jetzt viel besser, ich danke.

M. Muß sie noch das Bett hüten?

E. O nein, sie ist schon seit einer Woche auf und kann sogar ein wenig im Garten spazieren gehen, wenn es nicht zu kühl ist. Selbstverständlich muß sie sich sehr vor Erkältung in acht nehmen.

M. Es freut mich, zu hören, daß sie beinahe wieder hergestellt ist. Aber da wir gerade von Krankheit sprechen: Haben Sie etwas von Herrn Lotz gehört? Wissen Sie, was er macht?

E. Es geht ihm leider recht schlecht; bei ihm gibt es gar keine Hoffnung auf Besserung.

M. Der arme Mann! Ich bedaure ihn aufrichtig. Er wird also erblinden?

E. Das ist wenigstens die Meinung des ihn behandelnden Arztes.

M. Wie hat das Übel eigentlich angefangen?

E. Herr Lotz hat schon seit seiner frühesten Kindheit ein Augenleiden gehabt.

M. Und hat sein Vater nicht auch ein Gebrechen?

E. Ich glaube, er ist taub; ist es jedoch, denke ich, durch einen Unfall geworden.

M. Warum aber zieht Herr Lotz nicht den Dr. Pohle zu Rate? Derselbe ist ja ein Spezialist für Augenkrankheiten und hat schon ganz wunderbare Kuren vollbracht.

E. Ich weiß nicht, ob er ihn um Rat gefragt hat oder nicht, ich werde mich danach erkundigen. — Fühlen Sie sich wohl genug, um einen kleinen Spaziergang zu machen?

M. Ja, mein Kopfweh hat ein wenig nachgelassen.

E. Gut, so wollen wir ausgehen.

Übung 13.

1. Wovon handelt das obige Stück? 2. Warum ruft Eduard: „endlich“? 3. Hat er seinen Freund gleich bei seiner Ankunft gesehen? 4. Wie entschuldigt sich Moritz, daß er seinen Freund so lange hat warten lassen? 5. Warum ist Moritz so lange liegen geblieben? 6. Weiß er, was ihm fehlt? 7. Leiden Sie oft an Kopfschmerzen? 8. Haben Sie noch nie Zahnweh gehabt? 9. Ist man sehr leidend, wenn man heftige Kopfschmerzen hat? 10. Hat die Arznei das Fieber vermindert? 11. Ist er öfters krank? 12. Welchen Rat gibt ihm sein Freund? 13. Wird er dem Rate seines Freundes folgen? 14. Was hat der Arzt getan, um ihn wieder herzustellen? 15. Hat die Arznei ihm geholfen? 16. Fühlt er sich besser, nachdem er die Medizin genommen hat? 17. Was tut man mit einem Rezepte? 18. Kennt Moritz den Arzt, der seinen Freund behandelt hat? 19. Wie hat er ihn kennen gelernt? 20. Wie befindet sich Eduards Mutter? 21. Was rät man den Kranken, die sich der Kälte und Müdigkeit nicht aussetzen dürfen? 22. Wann kann ein Kranker anfangen aufzustehen? 23 Was verursacht den Husten und Schnupfen? 24. Warum kann Eduards Mutter nicht alle Tage ausgehen? 25. An welchen Tagen kann sie ausgehen? 26. Ist sie wieder vollkommen hergestellt? 27. Was sagt Moritz, als er hört, daß sie auf dem Wege der Besserung ist? 28. Was erinnert ihn an Herrn Lotz? 29. Was fragt er in bezug auf ihn? 30. Was antwortet ihm Eduard? 31. Wird er geheilt werden? 32. Welche Meinung hat sein Arzt? 33. Wie hat die Krankheit angefangen? 34. Was ist Dr. Pohle? 35. Was beweist, daß er ein sehr geschickter Arzt ist? 36. Hat die Unterhaltung Moritz zerstreut? 37. Wie befindet er sich, nachdem er mit seinem Freunde geplaudert hat? 38. Hat

er noch Kopfweh? 39. Was beabsichtigen die beiden Freunde zu tun?

Der Herbst.

Der Sommer ist vorüber. Die Tage sind kürzer geworden; die Hitze hat abgenommen und einer angenehmen Wärme Platz gemacht; nach Sonnenuntergang ist es sogar empfindlich kühl.

Wir kehren aus der Sommerfrische wieder in die Stadt zurück und widmen uns mit neuer Kraft der gewohnten Tätigkeit. Verschiedene Arbeiten nehmen unsere ganze Zeit in Anspruch, wir bemerken kaum die Veränderung, die in der Natur ununterbrochen vor sich geht.

Am Sonntag suchen wir zuweilen Erholung, indem wir einen Ausflug auf das Land machen. Wie verändert sieht doch alles aus! Die Bäume haben ihre Früchte verloren und die Erde ringsumher ist mit welkem Laub bedeckt. Die wenigen Blätter, welche sich noch an den Bäumen befinden, haben ihr Grün mit rötlichen und gelblichen Farben vertauscht.

Wie unerschöpflich reich ist doch die Natur an Schönheit! Jede Jahreszeit hat ihre eigene Pracht. Was gibt es Herrlicheres als das reine Weiß des frischgefallenen Schnees im Winter, das angenehme Grün des Grases, die bunten Blumen im Frühling, das tiefe Blau des Himmels im Sommer, die sanften Farbenschattierungen einer Herbstlandschaft!

Welchen Überfluß an guten Dingen bringt uns der Herbst! Beim Anblick der schmackhaften Äpfel, der zarten Birnen, der saftigen Weintrauben, die auf dem Markte zum Verkaufe ausgeboten werden, bekommen wir Lust Vegetarianer zu werden und der Fleischkost zu entsagen.

Doch bald kommt der November mit seinen Stürmen. Der

rauhe Nordwind bläst über die Stoppeln und reißt das letzte Blatt von den Bäumen; die Schwalbe ist fortgeflogen nach dem sonnigen Süden und der Vogelgesang ist verstummt. Nur das Heulen des Windes unterbricht die Stille der verlassenen, öden Landschaft.

Übung 14.

1. In welchem Monat geht der Sommer zu Ende? 2. Woran können wir sehen, daß der Sommer vorüber ist? 3. In welchen Monaten nehmen die Tage zu? 4. In welchen nehmen sie ab? 5. Nimmt mein Geld zu oder ab, wenn ich viel ausgebe und wenig einnehme? 6. Wann tragen wir einen leichten Überzieher und wann einen schweren? 7. Bleiben wir während der heißen Sommermonate in der Stadt? 8. Wohin geht man während der heißen Jahreszeit? 9. Bleibt man im Herbst auch dort? 10. Welches Haus ist dem Gottesdienste gewidmet? 11. Welchem Studium widmen wir unsere Tätigkeit? 12. Welcher Tätigkeit widme ich mich hier? 13. Hat Herr Berlitz dieses Buch seinen Schülern gewidmet? 14. Sind Sie gewohnt, am Morgen Kaffee zu trinken? 15. Haben Sie die Gewohnheit, früh zu Bett zu gehen? 16. Ist es gut, die Kinder an frühes Aufstehen zu gewöhnen? 17. Bin ich ein Gewohnheitsraucher, wenn ich nur alle Monate eine Cigarre rauche? 18. Ist Ihr Ohr an die deutsche Sprache gewöhnt? 19. Wie lange Zeit nimmt Sie das Studium des Deutschen täglich in Anspruch? 20. Wie nennt man eine kleine Vergnügungsreise? 21. In welcher Jahreszeit macht man oft Ausflüge aufs Land? 22. Welches ist die beste Erholung für Leute, die in der Stadt wohnen? 23. Bleibt das Wetter im April lange dasselbe, oder verändert es sich häufig? 24. Verändert sich die Farbe der Haare, wenn wir alt werden? 25. Gibt es etwas auf der Welt, das unveränderlich ist? 26. Beschreiben Sie das Aus-

sehen der Bäume in den vier Jahreszeiten. 27. In welchem Zustande sind die von den Bäumen gefallenen Blätter? 28. Welche Veränderung ist in den Blättern eingetreten, die sich noch an den Bäumen befinden? 29. Warum vertauschen wir im Herbste die dünnen Kleider mit dickeren? 30. Womit vertauscht man einen Spazierstock bei Regenwetter? 31. Ist die Schweiz reich an Naturschönheiten? 32. Ist Deutschland reich an Petroleumquellen? 33. Wann sagen wir, daß eine Quelle erschöpft ist? 34. Was sagen wir von uns, wenn wir keine Kraft mehr haben? 35. Kann man das Meer erschöpfen? 36. Sind die Kohlengruben in Deutschland unerschöpflich? 37. Worin besteht die eigenartige Schönheit der verschiedenen Jahreszeiten? 38. Hat man im Herbste mehr Obst, als man essen kann? 39. Haben wir im Frühling auch einen Überfluß an Obst? 40. Warum versendet Amerika Getreide nach anderen Ländern? 41. Wo verkauft man Obst? 42. Was bleibt auf den Feldern, nachdem das Korn geschnitten ist? 43. Was tun die Zugvögel im Herbst? 44. Warum? 45. Wie nennt man einen Menschen, der nicht sprechen kann? 46. Wann verstummen die Singvögel? 47. Was für ein Geräusch macht der Wind? 48. Wie nennt man eine Landschaft, auf der keine lebenden Wesen und nur wenig Pflanzen sind? 49. Stimmt uns der Anblick der öden Herbstlandschaft freudig oder traurig?

Der Winter.

Es ist Winter. Von schweren, grauen Wolken fällt der Schnee in großen Flocken und bedeckt allmählich Felder und Wiesen mit einem großen, weißen Tuche. Es ist dies wie ein Leichentuch, das sich über die im Todesschlafe liegende Natur

ausbreitet. Sein Anblick erinnert uns an die Vergänglichkeit unseres eigenen Daseins und erfüllt unser Herz mit tiefer Trauer.

Wir kehren in die Stadt zurück. Nur wenige Leute sehen wir auf der Straße. Sogar die gewöhnlich so belebten großen Verkehrsadern der Stadt sind öde. Bei solchem Wetter verläßt niemand sein behagliches Heim, der nicht gezwungen ist, seinen Geschäften nachzugehen.

Es ist bitter kalt. Das Becken des Springbrunnens in unserem Garten ist zugefroren, und der große Teich im Parke hat eine dicke Eisdecke erhalten. Einige kleine Knaben sind dort. Lachend und jubelnd laufen sie einander nach und werfen sich mit Schneeballen. Sie haben ihre Schlittschuhe mitgebracht, aber der Schnee verhindert sie am Schlittschuhlaufen. Trotz des Unwetters sind sie lustig und guter Dinge, denn die Kindheit ist ein glückliches Alter, in welchem man an allem Freude findet.

Von Zeit zu Zeit hören wir das helle Schellengeklingel von Schlitten, die windschnell über den gefrorenen Schnee dahingleiten. In ihnen sitzen Personen, die sich der Kälte wegen bis an die Augen in ihren Pelz eingewickelt haben.

Der Wind bläst stärker, und der Schnee schlägt uns ins Gesicht, so daß wir die Augen nicht mehr offen halten können. Was für ein abscheuliches Wetter! Wir wollen ins Haus zurückkehren!

Wie angenehm ist es in dem geheizten Salon! Setzen wir uns an den Ofen, um uns zu wärmen! Durch das Fenster sehen wir einen kleinen Knaben, der über die Straße läuft. Er friert und zittert in seinen dünnen und zerrissenen Kleidern, wie er barfuß durch den Schnee watet. Seine Hände sind rot und starr vor Kälte. Wir rufen ihn herein und schenken ihm ein Paar alte Schuhe und einen abgelegten Rock vom vorigen Winter.

Sehen Sie! Nun ist der arme Junge besser bekleidet; es friert ihn nicht mehr.

Der Sturm hat sich gelegt, der Wind weht schwächer, es fällt kein Schnee mehr, und die Sonne durchbricht mit ihren blassen Strahlen schon die dichten Wolken. Bald beginnt der Schnee zu schmelzen und bildet auf allen Straßen breite Pfützen schmutzigen Wassers, zwischen denen die Fußgänger vorsichtig ihren Weg suchen.

Übung 15.

1. Was für Wetter haben wir oft im Winter? 2. Woher kommt der Schnee? 3. Was bedeckt der Schnee in der Stadt und was auf dem Lande? 4. Womit kann man den Schnee, der die Felder und Wiesen bedeckt, vergleichen? 5. In was hüllt man die Toten? 6. Warum sagen wir, daß die Natur im Winter im Todesschlafe liegt? 7. Wie lange währt das menschliche Leben? 8. Leben wir ewig? 9. Wie schnell vergeht ein Menschenalter? 10. Wie stimmt uns der Gedanke an den Tod? 11. Wie sind wir bei einer Beerdigung? 12. Bei welchem Wetter sind die Straßen öde? 13. Worin strömt das Blut durch unseren Körper? 14. Durch was strömt der Verkehr von einem Stadtteile nach dem anderen? 15. Wie sind die Hauptstraßen einer großen Stadt bei gutem Wetter? 16. Wie fühlt man sich in einem großen Hause, in dem wenig Möbel und kein Feuer ist? 17. Wie fühlt man sich in einem bequem möblierten und gut geheizten Zimmer? 18. Wer verläßt sein behagliches Heim auch bei schlechtem Wetter? 19. Bleibt Wasser bei großer Kälte flüssig? 20. Welche Verwandlung tritt ein? 21. Welches ist der Gefrierpunkt auf dem in Deutschland benutzten Thermometer? (= Reaumur.) 22. Welches ist der Siedepunkt? 23. In welchem Zustande befindet sich das Wasser eines Teiches bei großer Kälte? 24. Womit vertreiben sich die Knaben, von denen

in dem Stücke die Rede ist, die Zeit? 25. Welches Wort zeigt uns, daß die Knaben vor Freude schreien? 26. Was verhindert sie am Schlittschuhlaufen? 27. Verhindert sie das schlechte Wetter lustig zu sein? 28. Sind sie, trotz des Unwetters, guter Dinge? 29. Verhindert schlechtes Wetter Sie am Ausgehen? 30. Gehen Sie zuweilen, trotz des schlechten Wetters aus? 31. Ist es in diesem Zimmer, trotz des Ofens, kalt? 32. In welchem Alter sind wir am glücklichsten? 33. Warum? 34. Machen die Schlitten beim Fahren Geräusch? 35. Was zeigt uns an, daß ein Schlitten sich nähert? 36. Warum kann der Schlitten, so schnell dahingleiten? 37. Was tun die Personen im Schlitten, um sich vor der Kälte zu schützen? 38. Von welchem Witterungswechsel ist im letzten Abschnitt die Rede? 39. Was macht einen Spaziergang bei solchem Wetter besonders unangenehm? 40. Was tun wir, wenn das Wetter so abscheulich ist, daß wir nicht mehr im Freien bleiben können? 41. Ist es gemütlich in der geheizten Stube, wenn es draußen schneit und stürmt? 42. Wo setzt man sich hin, um sich zu wärmen? 43. Was sehen wir durch das Fenster, von dem wir im sechsten Abschnitt sprechen? 44. Warum zittert der Kleine? 45. Warum friert es ihn so sehr? 46. Warum schützen ihn seine Kleider nicht vor der Kälte? 47. Kann er seine Finger bewegen? 48. Was tun wir, um ihm zu helfen? 49. Von welchem Witterungswechsel ist im letzten Abschnitt die Rede? 50. Was zeigt uns an, daß die Kälte nachgelassen hat?

Der Frühling.

Die ersten Schwalben melden, daß der Frühling wieder da ist. Der helle Sonnenschein, die milde Luft, das grüne Gras, die duftigen Blumen, die blühenden Bäume, die zwitchernden

Vöglein, die jubelnden Kinder, dies alles erfüllt mein Herz mit Freude. Der trübe, traurige Winter ist vergessen; frisches Leben durchströmt mich. Es ist mir unmöglich zu arbeiten. Ein unwiderstehliches Sehnen treibt mich hinaus ins Freie, in Feld und Wald, wo die Natur ihr freudiges Erwachen feiert.

Aber wie schnell vergeht das Glück! Der Himmel umwölkt sich; ein kalter Regen veranlaßt uns, Schutz in einem Bauernhause zu suchen. Eine alte Frau ist dort, welche die Hausarbeit besorgt. Der Bauer und seine Söhne arbeiten auf dem Felde; sie pflügen, jäten das Unkraut aus, beschneiden die Bäume und säen Getreide.

Die Wolken verziehen sich; am blauen Himmelsgewölbe zeigt sich ein Regenbogen in seiner siebenfarbigen Pracht. Wie eine riesige Brücke erscheint er uns, die nach schöneren, glücklicheren Gestaden führt.

Wie geschäftig die Vögel umherfliegen! Sie suchen Material zum Bau ihrer Nester. Droben auf jenem Baume ist schon eins fertig. Die jungen Vöglein strecken ihre Köpfchen hervor und schreien nach der Mutter, welche unermüdlich hin- und herfliegt, um Futter für ihre junge Brut zu finden. Die lieben Kleinen wissen nicht wie viel Arbeit und Mühe sie der Alten machen.

Immer hungrig, immer lärmend lehnen sie sich über den Rand des Nestes, und wenn die sorgsame Mutter nicht beständig auf sie achtet, fallen sie herunter auf die Erde, wo sie elendiglich ums Leben kommen.

Wie uns dies Bild an unsere Mutter erinnert! Mit welcher Liebe sorgt sie für die Familie! Wie gern opfert sie ihren Kindern die eigene Ruhe und Bequemlichkeit!

Ein herrlicher Duft strömt uns entgegen. Die Kirschbäume stehen in voller Blüte. Unser Auge weidet sich an ihren sanften Farben, während wir mit Entzücken den köstlichen Geruch einat-

men. Bald hängen die Bäume voll Kirschen, und die Vöglein naschen so lange daran, bis wir die saftigen Früchte selbst pflücken, um sie nach dem Essen als wohlschmeckendes Dessert zu genießen.

Auf Regen folgt Sonnenschein; auf den Winter, der Frühling; auf die Trauer, die Freude; man darf niemals den Mut verlieren, denn auch das Unglück vergeht und bessere Tage kommen wieder.

Übung 16.

1. Was zeigt uns an, daß der Frühling angefangen hat? 2. Wie ist die Frühlingsluft? 3. Was sehen und hören wir bei einem Spaziergang im Frühling? 4. Warum ist die Frühlingsluft besonders angenehm? 5. Sind die Wintertage gewöhnlich hell und heiter? 6. Wie fühlt man sich im Frühling? 7. Wie nennt man das stille, innige, andauernde Wünschen? 8. Wonach sehnt sich der Ausgewanderte, welcher seine Familie im Heimatlande gelassen hat? 9. Wonach sehnt sich die Mutter, deren Kind in der Ferne weilt? 10. Warum sehnt man sich im Frühling nach einem Spaziergang im Freien? 11. Ist ein Erwachsener stärker als ein Kind? 12. Kann ein Kind einem Erwachsenen Widerstand leisten? 13. Widersteht ein Kartenhaus dem Winde? 14. Kann der Durst so groß sein, daß er unwiderstehlich wird? 15. Wer fühlt ein unwiderstehliches Sehnen nach der Heimat? 16. Wann erwacht die Natur? 17. Warum sagen wir, daß die Natur im Frühling erwacht? 18. In welchem Monat feiert man die Geburt Christi[1]? 19. In welcher Jahreszeit feiert man die Auferstehung Christi[2]? 20. In welche Jahreszeit fällt die alljährliche Auferstehung der Natur? 21. Welche Veränderung findet am Himmel statt, wenn das Wetter anfängt, schlecht zu werden?

[1] Weihnachten. [2] Ostern.

22. Womit schützen wir uns gegen den Regen? 23. Was gewährt uns Schutz gegen die Kälte? 24. Wo suchen wir Schutz gegen das schlechte Wetter? 25. Was veranlaßt uns, Schutz im Hause zu suchen? 26. Wer veranlaßt Sie, hier Deutsch zu sprechen? 27. Wer ist im Bauernhause? 28. Was tut sie? 29. Wer besorgt die Hausarbeit bei Ihnen? 30. Wo befinden sich der Bauer und sein Sohn? 31. Was tun sie dort? 32. Welche Veränderung sehen wir am Himmel, wenn das Wetter wieder schön wird? 33. Welche Naturerscheinung ist die Folge davon, daß die fallenden Regentropfen die Sonnenstrahlen brechen? 34. Womit vergleicht man den Regenbogen? 35. Was verbindet die beiden Ufer eines Flusses? 36. Was bauen sich die Vögel als Wohnung? 37. Warum sind die Vögel im Frühling so geschäftig? 38. Wo befinden sich die Nester der Vögel? 39. Was tut der alte Vogel und was tun die Jungen? 40. Was tut die Mutter, um zu verhindern, daß den Kleinen ein Unglück zustößt? 41. Macht die Mutter sich Sorgen um ihre Kinder? 42. Was geschieht, wenn die Mutter nicht auf die Kinder achtet? 43. Was müssen die kleinen Vögel lernen, ehe sie das Nest verlassen können? 44. Wer sorgt für die Familie? 45. Muß der Soldat sein Leben für das Vaterland hingeben? 46. Muß die Mutter oft ihre Ruhe und Bequemlichkeit den Kindern opfern? 47. Warum ist die Frühlingsluft so würzig? 48. Erquicken die Blüten der Bäume nur unseren Geruchssinn? 49. In welchem Monat werden die Kirschen reif? 50. Wie nennt man es, wenn Kinder ein wenig Zucker essen, trotzdem die Mutter es ihnen verboten hat? 51. Woran naschen die Vöglein? 52. Warum soll man nie den Mut sinken lassen? 53. Worauf sollen wir beim Unglück hoffen?

Der Sommer.

Die Tage sind lang und die Luft ist schwül; bei der geringsten Arbeit gerate ich in Schweiß. Ermattet gehe ich am Abend zu Bett, um mich auszuruhen; aber es ist mir unmöglich einzuschlafen.

Ich mache Licht und versuche zu lesen; jedoch umsonst, denn Fliegen und Mücken lassen mich nicht in Ruhe. Sie spazieren auf meiner Nase, auf meiner Stirn, auf meinen Wangen und tummeln herum wie Knaben, wenn die Schule aus ist. Sie kitzeln, beißen, stechen mich, bis mir das ganze Gesicht juckt. Ich verjage sie durch fortwährendes Fächeln, aber es hilft alles nichts. Das Summen der Fliegen erregt meine Nerven. Durch die offenen Fenster kommen Käfer ins Zimmer geflogen und erhöhen durch ihr Gesumse die unmusikalische Unterhaltung. In wahnsinnigem Tanze umkreisen sie das Licht; näher und näher kommen sie der Flamme, bis sie sich endlich die Flügel versengen und durch den Feuertod für ihre Tollheit bestraft werden.

Ich lösche das Licht aus und schließe die Augen. Ein gellender Schrei, auf den langgezogenes Gejammer folgt, läßt mich erschreckt auffahren. Ich mache der Katzenmusik ein Ende, indem ich einen alten Pantoffel auf das Dach des nächsten Hauses werfe, wo meine vierfüßigen Störer ihre unharmonische Versammlung abhalten. Jetzt ist alle Lust zum Schlafe verschwunden. Ich wälze mich im Bette und denke darüber nach, wie ich am schnellsten von der schwülen, lärmenden Stadt fortkommen kann.

Am nächsten Morgen fahre ich aufs Land. Der Zug rollt an Feldern und Wiesen vorbei. Das Getreide ist gelb wie Gold, denn bald naht die Erntezeit. Das Gras der Wiesen samt den lieblichen Blumen fällt schon unter der Sense des Mähers. Junge Bauernmädchen mit großen Strohhüten auf den Köpfen

breiten es mit Gabeln und Rechen aus, um es in der Sonne trocknen zu lassen; denn als Heu verwendet man es zu Futter für die Pferde.

In einem stillen Dorfe steige ich ab und finde im Hause des Lehrers gutes Unterkommen und einfache, aber wohlschmeckende Kost. Frühzeitig aus dem Bette, den ganzen Tag im Freien, nach Sonnenuntergang zur Ruhe, das erweckt gesunden Appetit, bringt erquickenden Schlaf und kräftigt Geist und Körper.

Es ist warm, aber nicht unerträglich. Zuweilen, jedoch, wird es drückend heiß, und wir können kaum atmen. Dann bedeckt sich der Himmel mit schweren, schwarzen Wolken; ein plötzlicher Wind wirbelt den Staub auf; die Schwalben fliegen so niedrig, daß sie fast den Boden streifen; alles deutet auf ein kommendes Gewitter.

Wirklich vernehmen wir bald das dumpfe Grollen des Donners; das Gewitter zieht näher; dicke Regentropfen fangen an zu fallen; ein Blitz folgt auf den anderen, und der Himmel scheint ganz in Flammen zu stehen. Ein greller Blitz umzuckt uns, und in demselben Augenblicke erschüttert ein Donnerschlag das Haus. Es hat in der Nähe in eine Scheune eingeschlagen und sie angezündet. Das ganze Dorf ist in Gefahr, ein Raub der Flammen zu werden. Vor Schrecken zitternd beobachten wir das furchtbare Schauspiel. Wie schnell zerstört das wütende Element, was der Mensch nur langsam und mühsam geschaffen hat.

Im Juli verlassen wir das Dörfchen und begeben uns an die Seeküste, wo wir reine und stets frische Luft einatmen. Wie erfrischend sind die Seebäder, wenn das Meer ruhig ist und die Wellen sich sanft auf dem Sande des Ufers brechen! Aber wenn die See bewegt ist, stürzen haushohe Wogen mit betäubendem Brausen gegen die Felsen und strömen schäumend und zischend zurück. Möge der Himmel das schwache Schiff beschützen, das dort rollt und stampft im Ringkampfe gegen die Wogen!

Im August gehen wir in die Berge. Dort wandeln wir in schattigen Wäldern oder klettern auf steile Felsen; zu unseren Füßen, tief unten, sehen wir ein herrliches Bild der friedlichen Landschaft: Felder, Wiesen und Dörfer liegen vor uns im Tale; ein Bild des Glückes und der Ruhe.

Übung 17.

1. Wie nennen wir das Wetter, wenn die Luft heiß und feucht ist? 2. Wodurch geraten wir in Schweiß? 3. Wie fühlt man sich nach einer Krankheit? 4. Wodurch fühlt man sich im Sommer ermattet? 5. Was tut man, wenn man sich matt und müde fühlt? 6. Können wir gut schlafen, wenn die Luft im Zimmer schwül ist? 7. Was tun viele Leute, wenn sie nicht schlafen können? 8. Kann die Person, von der in diesem Stücke die Rede ist, ruhig lesen? 9. Was stört sie beim Lesen? 10. Gehen die Knaben, wenn die Schule aus ist, still und ruhig nach Hause? 11. Was tun sie auf dem Heimwege? 12. Welche Empfindung erwecken die Fliegen, wenn sie uns über das Gesicht laufen? 13. Wodurch erhöhen die Mücken die unangenehme Empfindung? 14. Was tut man, um die Fliegen zu verjagen? 15. Was hört man, wenn Fliegen im Zimmer sind? 16. Wodurch empfinden wir? 17. Sind die Nerven über den ganzen Körper verbreitet? 18. Sind unsere Nerven ruhig, wenn Fliegen und Mücken uns über das Gesicht laufen und durchs Zimmer summen? 19. Beruhigt gute Musik die Nerven? 20. Erregt ein unangenehmes Geräusch die Nerven? 21. Was tun die Käfer, wenn Licht im Zimmer ist? 22. Was geschieht, wenn sie der Flamme zu nahe kommen? 23. Wie nennt man Leute, die den Verstand verloren haben? 24. Wie nennt man den Grad des Wahnsinns, in dem man alles zerbrechen will? 25. Warum nennt der Schreiber des Stückes den Tanz der Insekten einen wahnsinnigen

Tanz? 26. Bin ich vernünftig oder wahnsinnig, wenn ich im Automobil so schnell fahre, daß es mir das Leben kosten kann? 27. Was tut man, wenn Kinder unartig sind? 28. Straft man denjenigen, der Unrecht tut? 29. Wodurch werden die Käfer für ihren wahnsinnigen Tanz bestraft? 30. Kann der Schreiber des obigen Stückes einschlafen, nachdem er das Licht ausgemacht hat? 31. Was verhindert ihn am Schlafen? 32. Was tun wir, wenn wir Schmerzen haben? 33. Was ist der Unterschied zwischen „schreien" und „jammern"? 34. Bleibt man ruhig liegen, wenn man plötzlich einen Schrei hört? 35. Ist der Schrecken ein angenehmes Gefühl? 36. Welches Gefühl haben wir, wenn wir sehen, wie ein Kind aus dem Fenster fällt? 37. Erschrickt man, wenn man plötzlich einen Schuß hinter sich hört? 38. Woher kommt der Schrei und das Gejammer, von dem im Stück die Rede ist? 39. Was tut der Gestörte, um die Katzen zu verjagen? 40. Wo haben sich die Katzen versammelt? 41. Liegt er, nachdem er die Katzen verjagt hat, ruhig im Bette? 42. Hat er noch Lust zu schlafen? 43. Worüber denkt er nach? 44. Warum? 45. Was tut er am folgenden Morgen? 46. Was sieht er aus den Wagenfenstern? 47. Wann wird das Getreide gelb? 48. Was tut man zur Erntezeit? 49. Wer mäht das Gras? 50. Womit mäht er es? 51. Wo wächst das Korn? 52. Wo wächst das Gras? 53. Was tun die Bauernmädchen, von denen im Stück die Rede ist? 54. Wozu tun sie das? 55. Was wird aus dem getrockneten Gras? 56. Wozu verwendet man das Heu? 57. Wo steigt unser Reisender ab? 58. Ist im Dorf viel Geräusch? 59. Bei wem wohnt er? 60. Wie ist das Essen im Hause des Lehrers? 61. Wann geht er schlafen und wann steht er auf? 62. Was erweckt den Appetit? 63. Wodurch kräftigt man Geist und Körper? 64. Ist die Hitze in Berlin erträglich? 65. Ist die

Hitze am Senegal erträglich? 66. Wie ist die Kälte am Pol? 67. Wie ist die Temperatur vor einem Gewitter? 68. Wie ist sie nach einem Gewitter? 69. Welches sind die Anzeichen eines kommenden Gewitters? 70. Beschreiben Sie ein Gewitter. 71. Ist das Gewitter, welches im Stück beschrieben ist, heftig? 72. Wo hat der Blitz eingeschlagen? 73. Wie ist die Feuersbrunst entstanden? 74. In welcher Gefahr ist das Dorf? 75. In welcher Gefahr sind wir, wenn wir ins Wasser fallen? 76. Ist es gefährlich, sich bei einem Gewitter unter einen Baum zu stellen? 77. Warum ist es gefährlich? 78. Welches Gefühl bemächtigt sich unser beim Anblick des brennenden Dorfes? 79. In welchem Jahrhundert ist Pompeji zerstört worden? 80. Ist die Stadt Chicago vor vielen Jahren nicht ein Raub der Flammen geworden? 81. Kann der Mensch mühelos etwas schaffen? 82. Wann nennt man jemand wütend? 83. Warum nennen wir die Feuersbrunst wütend? 84. Wo liegt Ostende? 85. Wann begeben wir uns an die Seeküste? 86. Wie ist die Luft dort? 87. Was tun wir dort, um uns zu erfrischen? 88. Wo brechen sich die Wellen? 89. Womit ist das Meeresufer bedeckt? 90. Wie ist die See bei schlechtem Wetter? 91. Beschreiben Sie die bewegte See. 92. Machen die Wogen ein starkes Geräusch? 93. Woraus ist ein Felsen? 94. In welchem Zustande ist das Wasser, welches von dem Felsen zurückgeworfen wird? 95. Von welcher Farbe ist der Schaum? 96. Wogegen kämpft das Schiff? 97. Kann das Schiff sich gegen den wütenden Ozean schützen? 98. Wer muß es beschützen? 99. Gegen welche Nation haben die Japaner im Jahre 1904 gekämpft? 100. Können wir mit den Elementen ringen? 101. Mit welchem Elemente ringen wir bei einer Feuersbrunst? 102. Welches sind die höchsten Berge in Europa? 103. Warum geht man im Sommer in die Berge? 104. Wo findet man

Schatten? 105. Warum findet man Schatten in den Wäldern? 106. Ist es gefährlich auf steile Felsen zu klettern? 107. Warum? 108. Welches Bild bietet sich uns, wenn wir hinunter ins Tal blicken?

Das Brot.[1]

Ich werde zuweilen von Freunden zum Essen eingeladen. Wir bleiben dann den ganzen Abend beisammen und jeder muß kurz über eine der Speisen reden. Ich werde am häufigsten dazu aufgefordert, denn ich bin in der Schule am meisten geübt worden, Reden zu halten. Über das Brot ist von mir gestern Abend folgende Rede gehalten worden:

„Brot wird am Tisch des Armen wie des Reichen gegessen, aber nur selten wird darüber nachgedacht, durch wie viele Hände es geschaffen wird.

Zuerst muß der Acker gepflügt werden und dann wird er von der Hand des Bauern mit Samen bestreut. Die Saatkörner werden mit Erde bedeckt. Ihre Keime werden durch Regen und Sonnenschein aus der Erde gezogen und zum Wachsen gebracht. Steht das Korn hoch, so wird es von den Bauern geschnitten, ausgedroschen und in die Mühle gebracht. Von dem Müller

---

[1] Als Einleitung zu dem obigen Stücke schreibe der Lehrer die Formen des Passivs an die Tafel und lasse den Schüler abwechselnd den Gebrauch des Activs und des Passivs üben, ähnlich wie im ersten Buche bei Erlernung des Perfekts. Nachdem der Schüler die verschiedenen Formen des Präsens und Perfekts richtig benutzen kann, lese und bespreche man obiges Stück wie die schon gehabten und lasse es schließlich ins Aktiv setzen. Das nächste Stück, „die Frösche," lasse man, nachdem es gelesen und besprochen ist, ins Passiv setzen.

Man zeige dem Schüler durch packende Beispiele den Unterschied zwischen dem Partizip mit „sein" (Zustand ausdrückend) und dem Perfekt des Passivs; z. B. der Brief ist geschrieben (= er ist fertig), der Brief ist gestern geschrieben worden (= man hat ihn gestern geschrieben). u. dergl. m.

werden die Körner gemahlen und in Mehl verwandelt. Nachdem dieses vom Bäcker mit Wasser gemischt und zu Teig verarbeitet worden ist, wird dieser zu Broten geformt und in den Backofen geschoben. Wenn er gebacken ist, ist das Brot fertig. Schon bei den Völkern der ältesten Zeit ist es auf ähnliche Weise hergestellt worden, nur daß das Korn nicht mit Wassermühlen gemahlen, sondern mit der Hand zwischen Steinen zerrieben worden ist. Das Brot kann also jetzt schneller hergestellt werden als früher.

Übung 18.

1. Von wem werden Sie unterrichtet? 2. Von wem werden Ihre Aufgaben geschrieben und von wem werden sie korrigiert? 3. Werden Sie oft von Ihrem Lehrer getadelt? 4. Werden Sie auch zuweilen gelobt? 5. Werden Sie immer zu Ihrem Geburtstage beschenkt? 6. Sind Sie zu Ihrem letzten Geburtstage beschenkt worden. 7. In welchem Lande sind Sie erzogen worden?

8. Von wem wird der Acker gepflügt? 9. Wo wird der beste Marmor gefunden? 10. In welchem hiesigen Theater werden die besten Stücke gegeben? 11. Von wem werden kranke Tiere behandelt und von wem kranke Menschen? 12. Wann ist der letzte Krieg beendigt worden? 13. Sind viele Soldaten in diesem Kriege verwundet worden? 14. Von wem ist die Buchdruckerkunst erfunden worden? 15. In welchem Jahrhundert ist Amerika entdeckt worden? 16. In wie vielen Tagen ist die Welt erschaffen worden? 17. Von wem ist Rom gegründet worden? 18. Von wem ist die Reformation in Deutschland eingeführt worden?

Die Frösche.

Die Frösche bewohnen Sümpfe und Teiche. Abends im Frühling und Sommer geben sie ein großes Konzert. Den Anfang macht ein alter Wasserfrosch im grünen Frack. Er öffnet sein weites Maul zum Gesang. Dann singt der ganze Chor das schöne Lied: Quak, quak. Dabei führen sie auch lustige Tänze auf und verschmausen Mücken und Fliegen, die in ihre Nähe kommen. Zuweilen stört aber der Müller mit seinen Knechten das herrliche Fest. Er wirft Netze in den Teich und fängt viele der lustigen Sänger und Tänzer. Die Knechte töten die gefangenen Frösche, schneiden ihnen die fetten Hinterschenkel ab und nehmen diese mit nach Hause, um sie zu braten und zu essen. Morgens lockt der Sonnenschein das Fröschlein aus dem Wasser heraus. Einige Knaben gehen vorbei. Das Fröschlein beobachtet diese aufmerksam. Jetzt hebt ein Knabe einen Stein auf, um ihn nach ihm zu schleudern. Das Fröschlein bemerkt dies, und — plumps, nimmt die sichere Wasserwohnung es wieder auf; erst wenn die Gefahr vorüber ist, verläßt es dieselbe wieder.

Siegfried.[1]

1. Wie Siegfried hörnen wurde.

In den Niederlanden wohnte in uralter Zeit ein mächtiger König, namens Siegmund. Dieser hatte einen Sohn, namens Siegfried, einen sehr starken und wilden Knaben, der immer nur

[1] Vor Anfang des obigen Stückes übe man das Imperfekt. Der Lehrer schreibe die Imperfektformen der Verba „sein" und „haben" an die Tafel und übe sie dann abwechselnd mit dem Präsens durch folgende und ähnliche Fragen: Wie viele Schüler sind heute hier? Wie viele waren gestern hier? Waren Sie im vorigen Jahre schon hier? u.s.w. Haben Sie jetzt Unterricht im

in ferne Länder zu wandern und Abenteuer zu bestehen wünschte. Endlich erlaubte ihm der König dies und ließ ihn ziehen.

Siegfried kam bald in ein Dorf, das vor einem finsteren Walde lag. Dort trat er bei einem Schmiede in die Lehre, um Waffen schmieden zu lernen. Aber er schlug so auf das Eisen, daß dieses zersprang, und er den Amboß in die Erde trieb. Der Meister fürchtete sich deshalb vor seinem wilden Gesellen und schickte ihn in den nahen Wald zu einem Köhler. Unterwegs mußte Siegfried an der Höhle eines greulichen Drachen vorbei; der sollte ihn töten, dachte der Meister. Siegfried jedoch schlug den Drachen mit seinem Stabe tot. Als er weiter ging, geriet er in ein Dickicht, wo viele Drachen, Kröten und andere giftige Tiere hausten. Ohne sich zu besinnen, riß er eine Menge der

---

Deutschen? Hatten Sie schon früher deutschen Unterricht? u.s.w. Darauf schreibe man die Imperfektformen einiger abendenden Zeitwörter an die Tafel und übe sie auf ähnliche Weise auch mit dem Perfekt abwechselnd; schließlich füge man die ablautenden Zeitwörter hinzu, und zwar nach Klassen geordnet, z. B.:

a (u, au)	raten,	rufen,	laufen.	a	fahren.
ie	riet,	rief,	lief.	u	fuhr.
a (u, au)	geraten,	gerufen,	gelaufen.	a	gefahren.

e	lesen	e	helfen	ei	schneiden
a	las	a	half	i	schnitt
e	gelesen	o	geholfen	i	geschnitten
ei	schreiben	ie	biegen	i	finden
ie	schrieb	o	bog	a	fand
ie	geschrieben	o	gebogen	u	gefunden.

Bei Besprechung der folgenden Stücke stelle man Fragen nicht nur im Imperfekt, sondern auch im Präsens und Perfekt, um alle Tempora gleichmäßig zu üben. Ablautende Verba, die nicht gänzlich nach den obigen Klassen gehen, gebe man erst, wenn sie in einem Stücke erscheinen, und übe sie dann um so gründlicher.

Nachdem die Imperfektformen ziemlich gehen, lasse man die Stücke „Herbst," „Winter," „Frühling" und „Sommer" ins Imperfekt setzen, und die zu diesem Zwecke nötigen Veränderungen anbringen.

stärksten Bäume aus der Erde, warf sie auf die Tiere und zündete dann den ganzen Holzstoß an. Von der Glut begann die Hornhaut der Ungetüme zu schmelzen, und ein Strom von dieser Masse floß unter dem brennenden Haufen hervor. Neugierig tauchte Siegfried seinen Finger hinein, und siehe da, als das Horn kalt geworden war, hatte er eine undurchdringliche Hornschicht an seinem Finger. Der Held bestrich sich den ganzen Leib damit und wurde dadurch ganz mit Horn überzogen, so daß ihn kein Schwert verwunden konnte; nur zwischen den Schultern blieb auf dem Rücken eine Stelle, die er nicht erreichen konnte.

Übung 19.

1. Wo lebte Siegmund? 2. Regierte er über ein kleines Reich? 3. Wie hieß sein Sohn? 4. Welchen Wunsch hegte dieser? 5. Wünschen Sie dasselbe? 6. Erlaubte ihm sein Vater das sogleich? 7. Was durfte Siegfried endlich tun? 8. Wohin kam Siegfried zuerst? 9. Wo war das Dorf gelegen? 10. Blieb Siegfried dort? 11. Welche Beschäftigung fand er in dem Dorfe? 12. Warum wollte er schmieden lernen? 13. Arbeitete er gut? 14. Warum fürchtete sich sein Meister vor ihm? 15. Wie hoffte er, Siegfried los zu werden? 16. Wußte Siegfried von dem Plane des Meisters? 17. Tötete der Drache Siegfried? 18. Kehrte Siegfried dann um? 19. Wohin geriet er? 20. Halten Sie eine Kröte für giftig? 21. Wie kämpfte Siegfried mit den Tieren? 22. Was bemerkte er darauf? 23. Woraus bestand die Masse, welche unter dem Holzstoß hervorfloß? 24. Warum tauchte Siegfried seinen Finger hinein? 25. Was dachte Siegfried, als er sah, daß sein Finger mit Horn bedeckt war? 26. Was tat er, um sich unverwundbar zu machen? 27. Wurde er wirklich unverwundbar? 28. Warum

blieb eine Stelle verwundbar? 29. Warum heißt Siegfried „der hörnene“?

---

2. Wie Siegfried Kriemhilde suchte.

Hierauf zog Siegfried auf weitere Abenteuer in die Ferne und kam nach Worms am Rhein, wo Gibich herrschte. Derselbe hatte drei Söhne und eine wunderschöne Tochter, namens Kriemhilde. Siegfried wünschte diese zur Gemahlin; aber eines Mittags, als sie in Gedanken an einem offenen Fenster stand, kam ein riesiger Drache durch die Luft geflogen, ergriff sie und trug sie davon in eine ungeheuere Berghöhle. Dort versorgte er sie mit Speise und Trank und zeigte sich freundlich gegen sie, denn er wünschte sie zu seiner Gemahlin zu machen; aber die Jungfrau weinte und sehnte sich nach dem Hause ihrer Eltern, und dabei fürchtete sie sich vor dem greulichen Ungeheuer, denn wenn es atmete, zitterte und bebte der Berg unter ihm.

Der König Gibich schickte Leute aus nach allen Richtungen, um seine verlorene Tochter zu suchen, aber niemand fand eine Spur von ihr, und in der Königsburg war Trauer und Klagen. Auch Siegfried suchte im Walde nach ihr, aber lange ohne Erfolg. Da fand einmal sein treuer Hund eine seltsame Spur, und Siegfried verfolgte sie Tag und Nacht, ohne an Speise und Trank oder Schlaf zu denken, bis er am vierten Tage sich in einem wilden, unwegsamen Walde verirrte. Als er schon allen Mut verloren hatte, begegnete er dem Zwergkönige Eugel, welcher auf einem kohlschwarzen Rosse geritten kam. Sein Kleid war von weißer Seide und mit Gold gestickt; auf dem Haupte trug er eine Krone mit so glänzenden Edelsteinen, daß sie den dunklen Wald erleuchteten. Er begrüßte Siegfried freundlich und riet ihm, schnell zu fliehen. „Ganz in der Nähe wohnt ein Drache,“

sagte er, „der eine schöne Jungfrau gefangen hält; wenn dieser dich erblickt, so mußt du dein junges Leben verlieren." Siegfried erriet sofort, daß dies Kriemhilde war, und freute sich, ihr so nahe zu sein. Er wollte sie sofort befreien; aber der Zwerg rief erschrocken: „Was willst du wagen! Ehe du auf den Felsen kommen kannst, wo die Jungfrau gefangen ist, mußt du mit dem Riesen Kuperan kämpfen, welcher den Schlüssel zu dem Felsen bewahrt. Niemand auf Erden kann den Riesen bezwingen." Trotzdem blieb Siegfried entschlossen, Kriemhilde zu erretten.

Übung 20.

1. War Siegfried nun der Abenteuer müde? 2. In wessen Reich kam er? 3. Wer war Kriemhilde? 4. Wer wünschte sie zu heiraten? 5. Was geschah inzwischen? 6. Wie bewegte sich der Drache fort? 7. Wohin brachte er Kriemhilde? 8. Behandelte der Drache sie schlecht? 9. Warum war er freundlich gegen sie? 10. Wollte Kriemhilde bei ihm bleiben? 11. Wonach sehnte sie sich? 12. Was wird von der Stärke des Drachen erzählt? 13. Ließ Gibich seine Tochter suchen? 14. Warum fand man keine Spur des Drachen? 15. Gab man die Hoffnung auf? 16. Nahm Siegfried am Suchen teil. 17. Hatte er Erfolg? 18. War die Spur den Spuren des anderen Wildes ähnlich? 19. Mit wessen Hilfe verfolgte er die Spur? 20. Wie lange ging er ihr nach? 21. Wußte er noch seinen Weg? 22. Hoffte er noch, Kriemhilde zu finden? 23. Wer half ihm? 24. Wie erschien der Zwergkönig? 25. Welchen Rat gab er Siegfried? 26. Floh dieser? 27. Welche Absicht sprach er aus? 28. Hatte er mehrere Kämpfe zu bestehen? 29. Konnte Siegfried hoffen, den Riesen zu bezwingen? 30. Änderte er seinen Entschluß?

3. Wie Siegfried den Riesen besiegte.

Nun führte der Zwerg den Helden an die Seite des Felsens, wo des Riesen Behausung war, und Siegfried rief laut in die Höhle hinein. Sofort trat Kuperan hervor, bewaffnet mit einer haushohen Stange von Stahl, deren vier Kanten messerscharf waren, und die einen Klang gab wie eine Kirchenglocke. „Was willst du, junger Bursch, in diesem Walde?“ sprach der Riese. „Ich will die Jungfrau erlösen,“ antwortete Siegfried, „welche auf diesem Felsen gefangen sitzt.“ „Hoho!“ sagte jener, „du Zwerg, da mußt du erst noch einige Ellen wachsen!“

Jetzt holte der Riese mit seiner Stange aus, um Siegfried niederzuschlagen; aber dieser sprang schnell und gewandt zwanzig Fuß weit zurück, und sausend fuhr die Stange tief in die Erde hinein. Ehe Kuperan sie wieder herausgezogen hatte, sprang Siegfried hinzu und schlug ihm mit seinem scharfen Schwerte fürchterliche Wunden. Von Schmerz überwältigt, ließ der Riese seine Stange fallen und floh in die Höhle zurück.

Aber bald trat er schrecklich bewaffnet wieder hervor. Ein vergoldeter Harnisch deckte seine Brust; an der Seite trug er ein riesiges, scharfes Schwert, in der Linken aber einen Schild, so groß wie ein Stadttor und einen Fuß dick, und auf dem Haupte hatte er einen leuchtenden Helm von hartem Stahl. Und nun begann der Kampf zwischen den beiden von neuem. Laut hallten die Schläge durch den dunklen Wald, und die Funken stoben aus den Helmen. Zuletzt gelang es Siegfried unter dem langen Schwerte des Riesen durchzuschlüpfen. Er drang auf den Riesen zu, hieb ihm den Panzer in Stücke und brachte ihm sechzehn tiefe Wunden bei. Da flehte Kuperan um sein Leben, und Siegfried sagte: „Gern will ich es dir schenken, wenn du mir schwörst, mir die Jungfrau gewinnen zu helfen.“ Das schwur der Riese,

und so war zwischen beiden Friede geschlossen; Siegfried riß sich selbst sein Untergewand vom Leibe und verband mitleidig seines Feindes Wunden damit.

Übung 21.

1. Wohin führte Eugel Siegfried? 2. Wo wohnte (hauste) der Riese? 3. Wozu rief Siegfried in die Höhle? 4. Hörte der Riese seinen Ruf? 5. Womit war er bewaffnet? 6. Redete er Siegfried freundlich an? 7. Sagte ihm dieser seine Absicht? 8. Warum verachtete Kuperan Siegfried? 9. Womit schlug er nach ihm? 10. Traf er ihn? 11. Warum nicht? 12. Warum war die Stange nicht so schnell herauszuziehen? 13. Benutzte Siegfried diesen Augenblick? 14. Warum ließ der Riese seine Stange im Boden stecken? 15. Wohin rettete er sich? 16. Bewaffnete sich Kuperan darauf besser? 17. Kämpften die beiden hartnäckig? 18. Was tat Siegfried, um den Riesen mit seinem Schwerte zu erreichen? 19. Verwundete er Kuperan schwer? 20. Warum konnte Kuperan nicht weiter kämpfen? 21. Was mußte er zuletzt tun? 22. Unter welcher Bedingung schloß Siegfried mit ihm Frieden? 23. Ging Kuperan auf diese Bedingung ein? 24. Wodurch versicherte sich Siegfried seiner Treue? 25. Wie behandelte Siegfried seinen besiegten Feind? 26. Welche Eigenschaft zeigte er dadurch?

---

4. Wie der Riese getötet wurde.

Als der Held auf den Felsen hinaufeilte, um Kriemhilde zu suchen, nahm der tückische Riese, der hinter ihm herging, die günstige Gelegenheit wahr und schlug ihn mit einem Faustschlage zu Boden. Da lag der tapfere Siegfried betäubt unter seinem

Schilde; rotes Blut quoll ihm aus Mund und Nase, und er schien tot zu sein. Ehe aber sein Feind ihn gänzlich töten konnte, sprang schnell der Zwerg Eugel, der immer in der Nähe geblieben war, herbei und deckte über Siegfried eine Tarnkappe, die ihn unsichtbar machte. Kuperan tobte vor Wut, daß sein Gegner verschwunden war, aber wie er auch von Baum zu Baum suchte, er vermochte ihn nicht wiederzufinden.

Inzwischen gelang es dem guten Zwerg den bewußtlosen Helden wieder zu beleben. Als dieser die Augen endlich wieder aufschlug und seinen Retter neben sich sah, sprach er: „Lohne dir Gott, du kleiner Mann, was du an mir getan hast.“ — „Nun,“ erwiderte der Zwerg, „folge auch meinem Rate und gib es auf, die Jungfrau zu befreien.“ — Siegfried aber antwortete: „Nie werde ich ruhen, bis ich die Jungfrau erlöst habe.“

Sobald er sich also etwas erholt hatte, warf er die Tarnkappe fort und griff den Riesen von neuem an. Wieder schlug er ihm acht tiefe Wunden, bis jener um Gnade flehte. Wohl verdiente der Treulose sie nicht, aber Siegfried bedachte, daß er ohne ihn nicht an den Drachenstein gelangen konnte, und so schenkte er ihm nochmals das Leben; jetzt aber war er vorsichtiger und ließ ihn vorangehen.

So gelangten sie endlich an den Drachenstein. Ein unterirdischer Gang führte zu der Türe desselben; der Riese schloß sie auf, und Siegfried nahm ihm den Schlüssel ab und steckte ihn zu sich. Bald waren sie oben auf dem Felsen. Der Drache war gerade ausgeflogen. Die Jungfrau erkannte gleich den Helden, fing vor Freude an zu weinen und sprach: „Willkommen, du edler Siegfried! Wie geht es meinem Vater und meiner Mutter zu Worms und meinen Brüdern?“ Siegfried erzählte ihr alles, wonach sie fragte. Indessen trat der Riese heran und sagte: „Hier in der Erde liegt ein Schwert, mit welchem allein

es möglich ist, den Drachen zu bezwingen." Das war wahr; aber die Absicht, die der Riese bei diesen Worten hatte, war eine schlimme. Denn als Siegfried sich bückte, um das Schwert in der Erde zu suchen, sprang jener herzu und versetzte ihm einen Schlag in den Rücken. Zornig wandte sich der Held um, und nun begann ein Ringen zwischen den beiden, daß der Fels erbebte. Siegfried riß dabei dem Riesen die alten Wunden wieder auf, so daß ihm das Blut in Strömen herunterlief. Endlich bat der Unhold wieder um Gnade, aber Siegfried rief: „Das kann nicht sein. Ich bedarf deiner nicht mehr, und nun soll dir deine Untreue vergolten werden!" Mit diesen Worten gab er dem Riesen einen Stoß, daß er vom Rande des Felsens hinabstürzte und in der Tiefe zerschmettert wurde.

Übung 22.

1. Was tat nun Siegfried? 2. Was bemerkte der Riese? 3. War es unvorsichtig von Siegfried, den Riesen hinter sich hergehen zu lassen? 4. Was geschah? 5. Konnte der Riese Siegfried ermorden? 6. Wer rettete Siegfried und wie? 7. Was war die Tarnkappe? 8. In welche Stimmung geriet Kuperan, als er das Verschwinden Siegfrieds bemerkte? 9. Was tat er? 10. Wie beschäftigte sich Eugel? 11. Brachte er Siegfried wieder zu sich? 12. Was tat Siegfried, als er Eugel sah? 13. Welchen Rat gab der Zwerg Siegfried? 14. Warum sollte er seinen Plan aufgeben? 15. Nahm Siegfried den Rat an?

16. Wann begann er wieder den Kampf? 17. Warum warf er die Tarnkappe weg? 18. Verwundete er den Riesen? 19. Konnte dieser weiter kämpfen? 20. Wozu zwangen ihn seine Wunden? 21. Warum schenkte Siegfried dem Riesen das Leben? 22. Warum war dieser treulos? 23. War Siegfried das erste Mal vorsichtig gewesen? 24. Warum nicht? 25. Wie kam

man nach der Höhle des Drachen? 26. Wer trug den Schlüssel zu der Türe? 27. Ließ ihm Siegfried den Schlüssel? 28. Fanden sie den Drachen in der Höhle? 29. Wie zeigte Kriemhilde ihre Freude, als sie Siegfried sah? 30. Nach wem fragte Kriemhilde? 31. Brachte ihr Siegfried gute Nachricht? 32. Was bot der Riese Siegfried an? 33. Wo lag das Schwert? 34. Wollte der Riese Siegfried das Schwert verschaffen? 35 Welche Absicht hatte er? 36. Wann griff er Siegfried an? 37. Schlug er ihn nieder? 38. Wie kämpften beide? 39. Warum unterlag der Riese? 40. Schenkte ihm Siegfried das Leben? 41. Warum nicht? 42. Verdiente der Riese den Tod? 43. Bedurfte Siegfried seiner Hilfe? 44. Wie tötete Siegfried den treulosen Riesen?

---

5. Wie Siegfried mit dem Drachen kämpfte.

Kriemhilde hatte bei diesem schrecklichen Kampfe die Hände gerungen und zu Gott um Hilfe gerufen; auch jetzt noch zitterte und weinte sie, aber Siegfried trat zu ihr und sprach: „Nun, sei mutig; noch bin ich unbezwungen, und mit Gottes Hilfe werde ich auch wohl dich befreien!“ Aber Kriemhilde sagte: „Ich glaube, daß du noch schwerere Kämpfe bestehen mußt, als bisher!“

Kaum hatte sie das gesagt, so erhob sich ein Getöse, als stürzten die Berge zusammen, und Kriemhilde sprach: „Jetzt wird es unser Ende sein. Nun naht der Drache heran; von seinem Schnauben kommt das Getöse.“ Aber Siegfried blieb getrost und ermutigte auch die Jungfrau. Da sah man einen hellen Feuerschein, der kam aus dem Rachen des noch entfernten Ungeheuers, und bald erschien der Drache. Wie er an den Felsen heranflog, bebte die ganze Erde ringsumher. Sofort trat Sieg-

fried ihm entgegen, in der Rechten das Schwert führend, das ihm der Riese gezeigt hatte. Gewaltige Schläge versetzte er dem Drachen, aber dieser riß ihm mit seinen Krallen den Schild weg, und so fühlte er immer schrecklicher die Glut, die das Ungetüm aus seinem Rachen hervorhauchte. Endlich mußte er vor den Flammen fliehen, doch vergaß er nicht Kriemhilde; schnell zog er sie mit in eine kleine Höhle hinein, in welche der Drache ihnen nicht folgen konnte. Hier erblickte er einen unendlichen Schatz von Gold und Edelsteinen; es war der Schatz des unterirdischen Zwergvolkes, der Nibelungen, welche vor dem Getöse des Kampfes ängstlich geflohen waren; Siegfried aber hielt ihn für den Schatz des Drachen.

Nach einiger Zeit, als er sich erholt hatte, ergriff er wieder sein Schwert und begann den Kampf von neuem. Die Glut der blauen und roten Flammen zwang ihn wieder, auf die Seite zu springen; dann versuchte das Ungeheuer mit seinem Schwanze ihn zu fassen, und nur mit Not entging er ihm. Von den wiederholten Schlägen aber und von der gewaltigen Hitze begann allmählich die Hornhaut des Drachen weich zu werden. Als Siegfried das merkte, nahm er alle seine Kraft zusammen und führte einen so gewaltigen Hieb auf das Tier, daß er es von oben bis unten spaltete und die eine Hälfte vom Rande des Felsens in die Tiefe sank.

Übung 23.

1. Wie zeigte Kriemhilde ihre Angst, als sie dem Kampfe zusah? 2. War ihre Angst vorbei, als der Kampf beendigt war? 3. Wie tröstete sie der Held? 4. Hatte er Hoffnung, den Drachen zu bezwingen? 5. Teilte Kriemhilde seine Hoffnung? 6. Was hörten sie? 7. Woher kam das Getöse? 8. War der Drache nahe? 9. Wie zeigte er sein Nähern an? 10. Wie erschien er? 11. Womit griff Siegfried ihn an? 12. Was war

die beste Waffe des Drachen? 13. Konnte Siegfried diese Flammen ertragen? 14. Wohin rettete er sich? 15. Floh er allein? 16. Konnte der Drache in die Höhle eindringen? 17. Was bemerkte Siegfried? 18. Wofür hielt er den Schatz? 19. Wem gehörte er? 20. Warum lag der Schatz verlassen da? 21. Was tat Siegfried, ehe er den Kampf wieder begann? 22. Konnte er jetzt den Flammen standhalten? 23. Wie griff der Drache Siegfried darauf an? 24. Gelang ihm dies? 25. Wodurch wurde die Hornhaut des Drachen weich? 26. Bemerkte Siegfried das? 27. Was tat er? 28. Welche Wirkung hatte der letzte Hieb?

---

6. Wie Siegfried und Kriemhilde heimkehrten.

So war Kriemhilde gerettet, und freudevoll eilte Siegfried auf sie zu. Sie war vor Angst und Aufregung ohnmächtig niedergesunken und lag bewußtlos da.

Das sah der Zwerg Eugel, der, als es still auf dem Felsen geworden war, wieder herangeschlichen kam und sagte: „Sei nur getrost! Ich will der Jungfrau ein Mittel eingeben, daß sie bald wieder gesund wird.“ Dies tat er, und sogleich schlug sie die Augen wieder auf. Da fiel sie voll Freude sogleich ihrem Retter Siegfried um den Hals und küßte ihn. Eugel aber sprach: „Du hast uns Zwerge von dem bösen Riesen, dem wir dienen mußten, befreit; dafür wollen wir nun auch dir dienen und dir helfen, wo wir können.“ Danach führte er Siegfried und Kriemhilde in seine Wohnung, und hier erholten sie sich bei köstlichen Speisen und Getränken von allen Mühen und Ängsten. Dann nahmen sie Abschied von dem Zwerg, um nach Worms zu reiten, denn sein treues Pferd fand Siegfried noch unten am Fuße des Berges.

Als sie aber eine kurze Strecke geritten waren, fiel Siegfried der Schatz, den er im Berge gesehen hatte, ein. Da er nicht wußte, daß er den Nibelungen, dem guten Zwergvolke, gehörte, ritt er zurück und lud den Schatz auf sein Roß. Derselbe brachte ihm aber kein Glück.

Am Hofe zu Worms wurden Siegfried und Kriemhilde mit großer Freude empfangen, und bald wurde ihre Vermählung mit aller Pracht gefeiert. Es war ein herrliches Königspaar, und sie regierten mit großer Weisheit und Gerechtigkeit; mit ihrem Golde halfen sie, wo sie konnten, den Armen.

Aber ihr großes Glück weckte bald den Neid von Kriemhildes Brüdern. Sie stifteten den grimmigen und düstern Hagen an, Siegfried zu ermorden. Einst forderte Hagen ihn auf, mit ihm einen Wettlauf zu machen. Siegfried kam zuerst an das Ziel, einen kühlen Quell im Walde, und als er sich bückte, um zu trinken, durchbohrte ihn hinterrücks der böse Hagen an der einzigen Stelle, zwischen den Schultern, wo er verwundbar war. So endete der herrliche Siegfried. Den Nibelungenschatz aber versenkte Hagen heimlich in den Rhein, auf dessen Grunde soll er noch jetzt liegen.

Übung 24.

1. Was tat Siegfried gleich nach dem Kampfe? 2. Wie fand er Kriemhilde? 3. Wovon war sie ohnmächtig niedergesunken? 4. Hatte Eugel den Kampf mit angesehen? 5. Wann kehrte er nach dem Felsen zurück? 6. Kam er vorsichtig näher? 7. Wen hörte er da? 8. Was gab er Kriemhilde ein? 9. Brachte er Kriemhilde schnell zum Leben zurück? 10. Was tat sie, als sie erwachte? 11. Zeigte sie Freude? 12. Dankte sie Siegfried? 13. Wofür dankte Eugel? 14. Was hatten die Zwerge dem Riesen tun müssen? 15. Was versprach Eugel Siegfried? 16. Was tat Eugel sogleich? 17. Was fan-

den Siegfried und Kriemhilde in der Wohnung des Zwerges? 18. Wie gelangten sie nach Worms? 19. Wo hatte Siegfried sein Pferd gelassen? 20. Warum kehrte er um? 21. War Siegfried undankbar, weil er den Schatz nahm? 22. Was tat er mit dem Schatze? 23. Warum brachte derselbe ihm kein Glück? 24. Was glaubt man von unrechtem Gute? 25. Wie empfing man Siegfried und Kriemhilde in Worms? 26. Was geschah bald darauf? 27. Wie feierte man die Hochzeit? 28. Wie regierte Siegfried später? 29. Machte er guten Gebrauch von seinem Reichtum? 30. Warum beneideten ihn seine Schwäger? 31. Taten diese selbst ihm Böses? 32. Welche Gelegenheit benutzte Hagen? 33. Wer siegte beim Wettlaufe? 34. Nach welchem Ziele liefen sie? 35. Warum bückte sich Siegfried? 36. Was tat da Hagen? 37. Welche Stelle traf er? 38. Warum diese Stelle? 39. Was tat Hagen mit dem Schatze? 40. Ist der Schatz schon wiedergefunden? 41. Wird man ihn finden?

Ein Ausflug aufs Land.[1]

A. Ach, es freut mich, Sie zu sehen, Sie kommen gerade recht. Wollen Sie mit mir einen Ausflug aufs Land machen?

B. Wenn das Wetter schön wäre, würde es mir viel Vergnügen bereiten, mitzugehen, aber es regnet ja ganz abscheulich; wir würden bis auf die Haut durchnäßt werden, wenn wir ausgingen.

A. Ich glaube, daß es bald aufhören wird zu regnen. Darf ich, gesetzt das Wetter klärt sich auf, heute Nachmittag auf Ihre Begleitung rechnen?

---

[1] Obiges Stück dient zur Einübung des Konjunktivs als Konditionalis. Der Lehrer schreibe mehrere Bedingungssätze — Möglichkeit ausdrückend (In-

B. Ja, im Falle der Regen sich verzieht, werde ich Sie begleiten.

A. Werden wir einen Wagen benutzen?

B. Ich würde es vorziehen, wenn ich Geld bei mir hätte, aber ich habe meine Börse vergessen.

A. Ich werde Ihnen vorstrecken so viel Sie wollen.

B. Wenn Sie mir nur 5 Mark leihen, wird es genügen. — Was werden wir denn auf dem Lande anfangen?

A. Wir werden jagen, fischen. Wären wir jetzt im Dezember, würden wir auf dem See Schlittschuh laufen, da wir aber im September sind, werden wir eine Segelpartie machen, das wird uns wenigstens ebensoviel Vergnügen bereiten.

B. Um wieviel Uhr werden wir uns auf den Weg machen, falls sich das Wetter unserem Plane günstig zeigen sollte?

A. Gegen ein Uhr.

B. Gut.

A. Einstweilen wollen wir, wenn Sie nichts dagegen haben, zusammen zu Mittag essen.

---

dikativ) — an die Tafel und stelle ihnen solche, die Unwirklichkeit oder Unwahrscheinlichkeit ausdrücken, gegenüber; z. B.:

als möglich dargestellt:	als nicht wirklich oder unwahrscheinlich dargestellt:
„Wenn ich Hunger habe, esse ich."	„Wenn ich Hunger hätte, würde ich essen."
„Wenn ich reich bin, werde ich ein schönes Haus kaufen."	„Wenn ich reich wäre, würde ich ein schönes Haus kaufen."

Fragen: Was tun Sie, wenn Sie Hunger haben? Was würden Sie tun, wenn Sie Hunger hätten? In welchem Falle werden Sie essen? In welchem Falle würden Sie essen? u.s.w.

Nachdem der Schüler Sätze mit „sein" und „haben" richtig benutzt, übe man auf ähnliche Weise mehrere abendende Verba und zuletzt — indem man die Formen zuerst an die Tafel schreibt — die ablautenden Verba.

B. Ich würde es mit Vergnügen tun, aber meine Mutter erwartet mich und könnte über mein Ausbleiben beunruhigt sein.

A. Senden Sie ihr doch eine Depesche.

B. Wohlan, wenn ich nicht zu fürchten brauche, Ihnen lästig zu fallen, so bleibe ich.

A. Fielen Sie mir lästig, würde ich Sie gar nicht einladen; wir sind ja so lange mit einander bekannt, daß wir uns nicht zu genieren brauchen.

B. Gewiß. — Ich glaube, daß Sie recht hatten, und daß es sich aufklären wird. Hier zeigt sich schon die Sonne.

A. Wir würden uns um so mehr amüsieren, wenn Karl auch mitginge, er ist so lustig.

B. Wir wollen ihn abholen.

A. Ja, wenn er nur zu Hause wäre! Aber er ist gestern nach Wien gereist und wird vor Montag nicht zurückkehren.

B. Allenfalls könnten wir Alfred mitnehmen?

A. Fürchten Sie nicht, daß er wieder krank zurückkehren würde, wie das vorige Mal?

B. Da haben Sie wieder recht.

A. Aber halten Sie es für so absolut notwendig, noch jemanden einzuladen? Glauben Sie, daß wir uns gegenseitig langweilen würden, falls wir allein gingen?

B. Nein, das nicht.

A. Also abgemacht! Um 1 Uhr fahren wir ab!

Übung 25.

1. Wozu ladet Herr A. den Herrn B. ein? 2. Nimmt Herr B. die Einladung an? 3. Weshalb nimmt er sie nicht an? 4. In welchem Falle würde er sie angenommen haben? 5. Was würde diesen Herren passieren, wenn sie ausgingen? 6. Was denkt Herr A. über den Regen? 7. Was wird Herr A. tun,

wenn es nicht regnet? 8. Wünscht Herr A. den Ausflug zu Fuß zu machen? 9. Wie wünscht er ihn zu machen? 10. Was verhindert Herrn B., den Vorschlag des Herrn A. gleich anzunehmen? 11. In welchem Falle würde er ihn sofort annehmen? 12. Was bietet sein Freund ihm an? 13. In welchem Falle wird er genügend Geld haben? 14. Wie werden sie die Zeit auf dem Lande zubringen? 15. Was würden sie im Dezember tun? 16. Um wie viel Uhr werden sie abreisen? 17. Was würden sie tun, wenn sich das Wetter ihnen nicht günstig zeigte? 18. Wo wird Herr A. zu Mittag essen? 19. Warum will Herr B. nicht mit Herrn A. zu Mittag speisen? 20. In welchem Falle wird seine Mutter beunruhigt sein? 21. Worüber wird sie beunruhigt sein? 22. Was würde Herr A. getan haben, wenn sein Freund ihm lästig gefallen wäre? 23. Warum brauchen sie sich nicht vor einander zu genieren? 24. Hatte Herr A. recht, als er behauptete, daß es sich aufklären würde? 25. Woran erkennt man, daß das Wetter sich aufgeklärt? 26. Werden sie die Spazierfahrt unternehmen? 27. Werden sie sich auf der Spazierfahrt unterhalten? 28. Wer würde ihr Vergnügen noch erhöhen? 29. Warum nehmen sie nicht Alfred zu ihrem Ausfluge mit?

Die drei Wünsche.[1]

Ein armer Mann saß an einem Winterabend am Ofen und plauderte mit seiner Frau über das Glück eines wohlhabenden Nachbarn. „Ach,“ sagte er, „hätte ich nur ein wenig Geld, so würde ich ein kleines Geschäft anfangen, und wenn ich dann flei-

[1] Während der Besprechung des obigen Stückes übe man besonders den Konjunktiv Imperfekti in Bedingungs- und Wunschsätzen.

ßig arbeitete, könnte ich bald genug haben, um sorgenfrei zu leben."

„Ich wäre damit nicht zufrieden," antwortete seine Frau, „ich wünschte gleich recht reich zu sein; ich besäße gerne ein großes Haus, und wenn ich arme Leute sähe wie wir, so würde ich ihnen helfen und ihnen das Leben angenehmer machen. Aber wir haben gut reden, wir sind ja nicht mehr in der Zeit der Feen. Wenn es die noch gäbe und ich träfe eine, so wäre uns bald geholfen. Ich wüßte gleich, was ich von ihr verlangen würde."

In demselben Augenblick sahen die beiden Leute eine wunderschöne Frau in ihrem Zimmer. Diese sagte: „Ich bin eine Fee und verspreche euch, die drei ersten Wünsche, die ihr äußert, zu erfüllen, aber nehmt euch in acht, denn nachher werde ich euch nichts weiter gewähren."

Als die Fee verschwunden war, gerieten Mann und Frau in große Verlegenheit.

„Wenn ich allein zu entscheiden hätte, so wüßte ich, was ich wünschen würde. Ich verlange noch nichts, aber ich meine, daß mir nichts am Glücke fehlen würde, wenn ich schön, reich und angesehen wäre."

„Nein," antwortete der Mann, „hätten wir nur das, so könnten wir krank sein, Kummer haben oder jung sterben; es wäre viel klüger, Gesundheit, Freude und ein langes Leben zu wünschen."

„Welchen Zweck hätte langes Leben, wenn wir arm wären," rief die Frau, „das würde unser Unglück nur verlängern. Wenn die Fee wirklich unser Glück wollte, so hätte sie uns die Erfüllung von mehr Wünschen versprechen sollen, denn es gibt wenigstens ein Dutzend Sachen, die wir brauchen."

„Das ist richtig," sagte der Mann, „aber wir haben noch Zeit. Wir wollen uns bis morgen überlegen, welche drei Dinge uns am nötigsten sind und dann sie verlangen."

„Ich will die ganze Nacht darüber nachdenken,“ versetzte die Frau; „einstweilen wollen wir uns ein wenig wärmen, es ist bitterkalt.“ Damit nahm sie die Feuerzange und schürte das Feuer.

Als sie die Kohlen hübsch brennen sah, sagte sie, ohne zu denken: „Jetzt brennt das Feuer so hübsch, hätten wir doch ein Stück Wurst, einen Meter lang, wie leicht könnten wir sie kochen!“ Kaum hatte sie ausgeredet, so fiel ein schönes Stück Wurst, einen ganzen Meter lang, durch den Schornstein herab.

„Zum Teufel mit deiner Wurst, du gefräßiges Ding,“ rief der Mann, „was für ein schöner Wunsch! Jetzt haben wir nur noch zwei, o ich bin so zornig, daß ich wünschte, dir hinge die Wurst an der Nasenspitze.“

In demselben Augenblick sah er, daß er noch törichter war als seine Frau; denn auf seinen Wunsch hin sprang die Wurst sofort der armen Frau an die Nasenspitze und blieb da so fest hängen, daß die Frau sie nicht herunterreißen konnte.

„Ach ich Unglückliche! Wie soll ich die Wurst wieder los werden?“ rief sie, „was für ein schlechter Mensch bist du, daß du sie mir an die Nasenspitze gewünscht hast!“

„Ich schwöre dir, liebe Frau, daß ich daran gar nicht dachte,“ antwortete der Mann; „aber was wollen wir jetzt tun? Ich will uns großen Reichtum wünschen und dann will ich dir ein goldenes Futteral über die Nase machen lassen.“

„Nimm dich in acht,“ schrie die Frau, „lieber gäbe ich mir den Tod, als daß ich mit der Wurst an der Nase lebte. Wir haben noch einen Wunsch zu stellen; überlasse ihn mir, oder ich stürze mich gleich aus dem Fenster!“

Um ihren Worten noch mehr Nachdruck zu geben, lief sie auch gleich an das Fenster. Da rief der Mann voll Schreck: „Halt, halt! Du darfst wünschen was du willst! Tue dir nur kein Leid an!“

„Gut," sagte die Frau, „dann wünsche ich, die Wurst läge auf dem Fußboden." Sofort fiel die Wurst zur Erde. Da sagte die Frau, die durch die ausgestandene Angst klüger geworden war: „Die Fee hat sich nur einen Spaß mit uns gemacht und hatte recht, denn vielleicht wären wir nur noch unglücklicher, wenn wir reich wären. Lieber Mann, wir wollen lieber gar nichts mehr wünschen und alle Dinge nehmen, wie sie Gott schickt. Und jetzt wollen wir unsere Wurst essen, die uns von unseren Wünschen allein übrig geblieben ist."

Übung 26.

1. Wovon ist im vorhergehenden Stück die Rede? 2. Wo befanden sich dieselben? 3. Wie waren ihre Vermögensverhältnisse? 4. Worüber plauderten sie? 5. Wen beneideten sie? 6. Was wünschte der Mann? 7. Was würden sie tun, wenn sie das hätten? 8. War seine Frau in ihren Wünschen ebenso bescheiden wie er? 9. Was würde sie wünschen? 10. Was würden Sie wünschen, wenn Sie an ihrer Stelle wären? 11. Würden Sie gern ein großes Haus haben? 12. Was würden Sie tun, wenn Sie einen Armen träfen? 13. Was bedeutet: wir haben gut reden? 14. Was würden die Leute tun, wenn sie noch in der Zeit der Feen lebten? 15. Würden Sie wissen, was Sie verlangen sollten, falls Sie eine Fee träfen? 16. Lebten sie noch in der Zeit der Feen? 17. Was versprach ihnen die Fee? 18. Was würde die Fee tun, wenn sie vier Dinge wünschten? 19. Warum wünschten sie nichts sogleich, nachdem die Fee verschwunden war? 20. Was hätte die Frau glücklich gemacht? 21. Was könnte ihnen begegnen, wenn sie nur das hätten? 22. Was wäre nach der Ansicht des Mannes besser? 23. Wie viele Geschenke hätte die Fee ihnen versprechen sollen? 24. Wie lange wollten sie nachdenken, ehe sie etwas

wünschten? 25. Bei welcher Gelegenheit sprach die Frau den ersten Wunsch aus? 26. Was war dieser Wunsch? 27. Sprach sie diesen Wunsch absichtlich aus? 28. Was hätte sie vor dem Sprechen tun sollen? 29. Würden Sie einen solchen Wunsch aussprechen, wenn Sie in ähnlicher Lage wären? 30. Was sagte der Mann, als er sah, daß der Wunsch in Erfüllung ging? 31. Worüber war er zornig? 32. Wünschte er in seinem Zorn etwas? 33. Was geschah darauf? 34. Wie schalt die Frau ihren Mann? 35. Warum? 36. Was bot ihr ihr Mann an, um sie zu trösten? 37. Was täte sie lieber, als daß sie mit der Wurst an der Nase lebte? 38. Was tut sie zugleich, um ihren Drohungen mehr Nachdruck zu geben? 39. Glückt es ihr, ihren Mann zu erschrecken? 40. Was ist der dritte Wunsch? 41. Welche Lehre enthält diese Geschichte? 42. Was hatten die Leute durch ihre Wünsche gewonnen?

Ein Wortstreit.[1]

Ein Engländer und ein Franzose stritten sich über die Vorzüge ihrer Nationen. Jeder behauptete, seine Nation stehe über allen anderen. Der Engländer sagte, daß die englische Litteratur das beste enthalte, der Franzose erwiderte, daß im Gegenteil die französische weit vorzüglicher sei. Während der letztere meinte, die französische Armee sei die beste der Welt, sagte der Engländer, sein Land besitze zwar ein kleineres Heer, aber an Tüchtigkeit

[1] Das obige und folgende Stück dienen zur Übung im Gebrauch der indirekten Rede. Als Einleitung schreibe der Lehrer leichte Beispiele der direkten und indirekten Rede an die Tafel, erkläre sie und lasse dann den Schüler ähnliche Beispiele geben. Auch verändere derselbe mehrere Sätze der direkten zur indirekten Rede und umgekehrt.

übertreffe es doch das französische bei weitem. Dann könne man die französische Flotte gar nicht mit der englischen vergleichen. Auch seien alle großen Erfindungen in England gemacht worden. So habe einer seiner Landsleute die Dampfmaschine erfunden. Sofort entgegnete der Franzose, daß sein Landsmann Papin schon lange vorher die Dampfkraft entdeckt habe; die Engländer hätten nur die Erfindung des Franzosen benutzt. In Frankreich baue man die schönsten Häuser, wie jedermann wisse. Der Engländer sagte darauf, in England ständen die schönsten und größten Gebäude. Nur in England lebe man angenehm. Sein Gegner meinte, ihm gefalle es dort gar nicht. Die Engländer äßen nicht einmal etwas Gutes. So stritten sie schon eine volle Stunde. Jeder war fest überzeugt, daß er recht hätte und der Andere im Unrecht wäre. Zuletzt dachte der Franzose, er wolle auf höfliche Art den Streit beenden und sagte, sein Gegner habe vielleicht in manchen Dingen recht. Wäre er nicht Franzose, so möchte er am liebsten Engländer sein. Und ich, erwiderte stolz der Sohn Albions, wenn ich nicht Engländer wäre, so möchte ich — Engländer sein.

Übung 27.

1. Wovon ist in dem vorhergehenden Stück die Rede? 2. Welchen Nationen gehörten die beiden Herren an? 3. Worüber stritten sie? 4. Was behauptete jeder? 5. Welche Meinung äußerte der Engländer über die Literatur seiner Nation? 6. Welchen Widerspruch erhob sein Gegner? 7. Welchen Vorzug seines Volkes erwähnt der Franzose noch? 8. Gibt ihm der andre Herr recht? 9. Weshalb ist nach der Behauptung des Engländers das englische Heer doch vorzuziehen? 10. Wodurch soll England Frankreich nach den Worten des Engländers übertreffen? 11. Welche Ansicht hat der Engländer über Erfindungen? 12. Welche Erfindung führt er als Beispiel an? 13. Was

erwidert ihm dagegen der Franzose? 14. Welchen Vorwurf macht der letztere den Engländern? 15. Welche Behauptung stellt der Franzose dann auf? 16. Gibt der Engländer zu, daß die schönsten Häuser in Frankreich gebaut werden? 17. Wo lebt man nach der Meinung des Engländers am angenehmsten? 18. Welche Ansicht hat sein Gegner hierüber? 19. Warum gefiel es ihm nicht in England? 20. Wie lange stritten die beiden? 21. Wovon war jeder überzeugt? 22. Was dachte der Franzose zu tun? 23. Was sagte er deshalb? 24. Was antwortete der Engländer? 25. Was hätten Sie an seiner Stelle geantwortet?

Jugenderinnerungen.

Es ist eine Tatsache, daß die schlimmsten Knaben oft zu den tüchtigsten Männern werden. Kürzlich erzählte mir ein allgemein beliebter und geachteter Herr von seinen Schuljahren. Ich will seine Erinnerungen wiedergeben, hoffe jedoch, daß die Schüler meiner Klasse sich ihn nicht zum Vorbilde eines guten Schülers nehmen werden.

Er erzählte, daß sein Lehrer ein alter Herr von über 60 Jahren gewesen sei, der immer eine ungeheure Brille aufgehabt habe, und dessen etwas rötlich schillernde Perrücke die Zielscheibe des Spottes von Seiten der Schüler gewesen sei. Der Erzähler hätte alle seine Mitschüler an Wildheit und Ungezogenheit übertroffen. Wenn er an der Wandtafel etwas zu tun gehabt habe, so sei er immer hinter den Lehrer gegangen und hätte ihm ein Stückchen Kreide mit einer Schnur hinten am Rockschoße befestigt. Wenn der Lehrer sich dann umgedreht habe, seien die Schüler in ein schallendes Gelächter ausgebrochen. Zuweilen hätte er eine Tüte aus starkem Papier mit Tinte gefüllt und sorgfältig verschlossen,

So sei dieselbe von einem zum andern gereicht worden, bis der Lehrer sie in Beschlag genommen hätte, im Glauben, sie enthielte Zucker. Er habe sie dann geöffnet, und die Tinte sei über seine Hände und den Tisch geflossen. Die Schüler hätten diesen Streich für äußerst lustig gehalten. Manchmal hätten die schlimmen Jungen es sich zu Nutzen gemacht, wenn der alte Herr in Gedanken versunken gewesen wäre. Sie seien dann hinter ihn geschlichen und hätten einen kleinen Büschel seines künstlicher Haares an der Stuhllehne befestigt. Natürlich hätte er dann, wenn er aufgestanden sei, seinen ganzen Haarwuchs am Stuhle hängen lassen. Nachher hätte es den Erzähler oft gereut, so schlimm gewesen zu sein, aber ungeschehen seien natürlich seine Streiche nicht mehr zu machen.

Übung 28.

1. Muß man ein braver Schüler sein, um ein tüchtiger Mann zu werden? 2. Werden gute Schüler immer zu großen Männern? 3. Ist der Erzähler in dem vorstehenden Stück immer allgemein beliebt gewesen? 4. Warum sollen die Schüler sich jenen Knaben nicht als Vorbild nehmen? 5. Haben Sie Ihrem Lehrer immer nur Freude gemacht, als Sie klein waren? 6. Wie wird der Lehrer beschrieben? 7. Was sagt der Erzähler von sich selbst? 8. Was habe er an der Wandtafel getan? 9. Was sei dann geschehen? 10. Was erzählt er weiter? 11. Warum hätte der Lehrer die Tüte den Schülern weggenommen? 12. Was wäre dann geschehen? 13. Was, erzählt er, hätten die Knaben getan, wenn der Lehrer in Gedanken versunken gewesen sei? 14. Was sei geschehen, wenn der Lehrer sich erhoben hätte? 15. Sagt er, daß er sich jetzt noch über diese Taten freue? 16. Glaubt er, dieselben jetzt wieder gut machen zu können?

Anekdoten und Lesestücke.

Beim Lesen der folgenden Stücke stelle der Lehrer viele ähnliche Fragen, wie die in den bisher gelesenen Übungen. Je mehr er den Schüler sprechen läßt, um so schnellere Fortschritte wird derselbe machen. In jeder Stunde lasse der Lehrer das in der vorhergehenden Gelesene wiedererzählen, mit sorgfältiger Überwachung und Verbesserung der Aussprache u.s.w. Auch lasse er häufig das, was in der „Gegenwart" erzählt ist, in der „Vergangenheit" wiedergeben.

Gleichzeitig beginne man mit dem Studium unserer Grammatik. Als Schreibübung diktiere der Lehrer Briefe, deren Abschrift und Beantwortung der Schüler zu Hause anfertige.

Heitere Kleinigkeiten.

Was man aus Not nicht alles tut.

Ein Bettler verlangt Almosen und da ihm ein solches verweigert wird, wiederholt er seine Bitte, mit der Bemerkung, er müßte sonst tun, was er noch nie getan habe. Der Angesprochene gibt ihm ein Geldstück, und fragt neugierig, was er denn eigentlich sonst hätte tun müssen. „Arbeiten hätte ich müssen,“ erwiderte der bettelnde Strolch lachend und zog weiter.

Auch das Lügen ist nicht leicht.

Ein Mann wurde verklagt, weil er einen Topf, den er sich geliehen, zerbrochen zurückgegeben hatte. Er verteidigte sich auf folgende Art: „Erstens habe ich mir keinen Topf ausgeliehen, zweitens war der Topf schon zerbrochen, drittens habe ich ihn ganz zurückgegeben und diese vier Punkte kann ich beeidigen.“

Liebenswürdige Wilde.

Herr (in einer Gesellschaft): „Nun, Herr Doktor, wie ist es Ihnen auf Ihrer Afrikareise ergangen? Wie hat es Ihnen denn bei den Wilden gefallen?“

Doktor: „O, das sind ganz gemütliche Leute — die wollten mich zum Essen dabehalten!“

Reichliche Gelegenheit.

Arzt (zum Patienten): „Luft, Luft, mein Lieber! Haben Sie denn gar keine Gelegenheit, in die Luft zu gehen? Was sind sie denn?“

Patient: „Ich bin Arbeiter in einer Dynamitfabrik.“

Naive Frage.

Die kleine Frieda wird wegen irgend einer Missetat tüchtig gescholten. Mama verbannt sie in die Ecke und ruft ihr zu: „Schäme dich.“ Frieda kehrt ihr Gesichtchen zur Wand; nach wenigen Minuten aber wendet sie sich um und stellt die Frage: „Mama, habe ich mich nun genug geschämt?“

Eine Feindin von Schulden.

Mariechen hat Rechenstunde und soll zum ersten Male subtrahieren lernen. Zunächst soll sie 15 von 23 abziehen. — „5 von 3 geht nicht,“ sagt der Lehrer, „borgst du dir 1 von der 2.“ — „Nein, das tu' ich nicht!“ — „Und weshalb denn nicht?“ — „Die lieben Eltern sagen immer, man soll nie borgen, denn Borgen macht Sorgen.“

Kindliche Einfalt.

Der sechsjährige Ludwig, dessen Eltern tot sind und der daher von seiner alten Großmama erzogen wird, kehrt eines Tages aus der Schule heim und findet die ganze Familie in Tränen aufgelöst. „Warum weinen alle?“ fragt er. „Weil Onkel Wilhelm sehr krank ist. Du mußt den lieben Gott bitten, ihn bald wieder gesund werden zu lassen.“ Am Nachmittag fehlt Ludwig beim Kaffee und ist nirgends zu finden. Endlich erscheint er. „Wo warst du?“ „Auf dem Dachboden.“ „Was hast du dort gemacht?“ „Gebetet, daß der Onkel gesund wird.“ „Aber warum gerade dort oben?“ „Damit der liebe Gott mich besser hört.“

Wasserschen.

Karlchen, das sich, wie so manches andere Kind, nur sehr ungern waschen läßt, bekommt eines Tages den Einfall, die Katze waschen zu wollen; natürlich läuft diese bei der ersten Berührung

mit Wasser davon und schüttelt sich ergrimmt. — „Aber, du böses Karlchen," spricht Mama; „wie kannst du Miezchen so quälen wollen? Katzen lassen sich ja nicht waschen." — „Soo!" ruft das Söhnchen gedehnt. „Warum quälst **du** mich denn, wenn ich mich nicht waschen lassen will? Bin ich nicht ebenso gut wie Miezchen?"

Berechtigte Frage.

Der kleine Hans will ebenfalls mit nach Berlin, wohin sein um ein paar Jahre älteres Schwesterchen mit Mama reisen soll, während man ihn zur Großmutter aufs Land bringen will. Um ihn zu überreden, schildert ihm die Schwester alle Herrlichkeiten mit glänzenden Farben, die seiner bei der Großmutter warten; aber er antwortet: „So? Warum fährst **du** denn nicht lieber zur Großmama?"

Praktisches Mittel.

Ein Fremder, welcher zu einem reichen Geizhals kam, um Geschäfte mit demselben abzumachen, fand ihn auf das eifrigste beschäftigt, eine Fliege zu fangen. Endlich glückte es ihm, eine zu erwischen, die er jedoch nicht tötete, sondern vorsichtig in die Zuckerdose sperrte, deren Deckel er dann sorgsam zumachte. — Der Fremde erkundigte sich, was er damit bezwecken wollte. „Das will ich Ihnen sagen," entgegnete der Geizhals mit triumphierendem Lachen. „Ich möchte mich gern davon überzeugen, ob meine Dienstboten Zucker stehlen."

Höflichkeit.

Gastwirt Wedelmann ist in der ganzen Stadt als sehr grob bekannt. Ein Geschäftsreisender geht aus diesem Grunde in dessen Restaurant, wird aber von Wedelmann mit der größten Höflichkeit behandelt. Endlich wird der Gast es müde, noch

länger auf die berühmte Grobheit zu warten, und sagt zu Wedelmann: „Ich habe immer gehört, daß Sie so grob sind, aber in Ihrer Behandlung von mir bemerke ich das Gegenteil.“ „Ja, was glauben S' denn?“ sagt Wedelmann, „mit einem jeden dahergelaufenen Affen werde ich doch nicht gleich grob sein.“

Ein böses Gewissen.

Der Herausgeber einer kleinen Zeitung kaufte eine Partie gestoßenen Zuckers, fand denselben aber mit feinem weißen Sande vermischt. Nun setzte er in sein Blatt folgendes: Ich habe von einem hiesigen Kaufmanne Zucker gekauft, in welchem sich ein halbes Pfund Sand befand. Wenn mir der Mann, welcher mich auf diese Weise betrogen hat, nicht 7 Pfund guten Zucker innerhalb 24 Stunden in meine Wohnung schickt, so werde ich seinen Namen bekannt machen. — Innerhalb dieser Frist erhielt er nun von 5 Kaufleuten je 7 Pfund vom besten Zucker zugeschickt.

Benutzte Gelegenheit.

Ein Student hatte in einem Gasthause viel von seinen mannigfaltigen Kenntnissen gesprochen, so daß endlich einem Gaste die Geduld riß und er ziemlich barsch sagte: „Jetzt aber haben wir wirklich genug von dem gehört, was Sie können; sagen Sie mir auch einmal, was Sie nicht können, und ich stehe Ihnen gut dafür, daß ich es tue.“ „Ich?“ sagte der Student, „nun, ich kann meine Zeche nicht bezahlen, und es freut mich sehr, daß Sie das können.“ Unter allgemeinem Gelächter mußte der Gast sein Versprechen einlösen.

Der Allerweltsname.

Ein Spaßvogel wettete in einer Berliner Gesellschaft, daß er von mindestens fünfzig Personen dieselbe Antwort auf eine Erzählung erhalten würde. Um seine Wette zu gewinnen, sagte er

zu dem Nächsten: Wissen Sie schon, daß Meier Bankrott gemacht hat? — „Welcher Meier?“ — In einer halben Stunde hatten fünfzig Personen diese nämlichen Worte wiederholt und der Spaßvogel seine Wette gewonnen.

Ein Verbrannter fürchtet das Feuer.

Ein Geistlicher, dem seine „bessere“ Hälfte das Leben recht sauer machte, war eben von ihr tüchtig ausgezankt worden, als ein Paar seinen Beistand verlangte, um in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Der arme Priester, durch seine eigenen Gefühle und Erfahrungen aufgeregt und zerstreut, öffnete das Buch und begann den Anfang des Totendienstes zu lesen: „Der Mensch, der vom Weibe geboren ist, hat nur kurze Zeit zu leben und ist voll Kummer.“ Der erstaunte Bräutigam unterbrach ihn mit den Worten: „Herr, Sie sind irre, ich bin hier, um getraut, nicht beerdigt zu werden.“ — „Nun gut,“ versetzte der Geistliche, „wenn Sie darauf bestehen, muß ich Sie trauen; aber glauben Sie, mein Freund, es wäre besser, Sie ließen sich begraben.“

Selbstverständlich.

Ein Mediziner wurde über Verletzungen examiniert. — „Was würden Sie tun,“ fragte ihn der Examinator, „wenn jemand durch Pulver in die Luft gesprengt worden wäre?“ — „Ich würde warten, bis er wieder herunter käme,“ war die Antwort.

Die böse Sieben.

Ein Bauer verlor seine Frau durch den Tod. Der Pfarrer ging der Sitte gemäß zu ihm, um ihn zu trösten und sagte unter anderem auch: „Gebt Euch nur zufrieden, mein Lieber, und denkt, der liebe Gott hat sie!“ — „So,“ entgegnete der Bauer, „hat er sie? Nun dann wird er seine liebe Not mit ihr haben.“

Sehr liebenswürdig.

Ein Fremder tritt in das Haus eines Kaufmannes, an welchen er ein Empfehlungsschreiben abzugeben hat und findet im Vorzimmer einen Herrn, eben im Begriffe, seinen Hund zu prügeln. Ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen, fragte ihn der Herr, wen er suche.

Fremder: „Kann ich die Ehre haben, Herrn Nietzel zu sprechen, ich habe ein Schreiben an ihn.“

Kaufmann: „Der bin ich selbst; geduldet Sie sich einen Augenblick, — einer nach dem andern.“

Die Welt ist unverbesserlich.

In einer Gesellschaft, worin sich auch Saphir befand, sprach man von der allgemeinen Sittenlosigkeit, welche immer mehr um sich greife. Eine Dame bemerkte, sie wundere sich, warum Gott nicht wieder eine Sündflut kommen ließe. — „Weil ihm die erste nichts geholfen hat,“ antwortete Saphir.

Kurz und deutlich.

Ein Wucherer, der bekannt war wegen seiner kurzgefaßten Sprache sowohl im mündlichen als schriftlichen Umgang, schickte an einen seiner Schuldner einen Brief, in welchem nur das einzige Wort „Geld!“ stand. Der Schuldner antwortete seinem Gläubiger ebenfalls mit demselben Wort mit großen Buchstaben geschrieben, nur war zwischen dem e und l die Silbe „du“ angebracht.

Übertreibung.

Ein Prahler erwähnte in einer Gesellschaft eines Streites mit seinem Nachbar und erzählte: „Ich warf den unverschämten Kerl die Treppe hinunter, daß er den Hals brach; nun geht der Schuft hin und verklagt mich!“

Ein Zeichen der Zivilisation.

Schluß aus der Erzählung eines Reisenden, der Schiffbruch erlitten hatte:

„Nachdem ich zwölf Stunden umhergeirrt war, ohne die Spur eines menschlichen Wesens entdeckt zu haben, bemerkte ich zu meiner großen Freude endlich eine Menschengestalt, die am Galgen hing. Dieser tröstende Anblick entzückte mich über alle Maßen, denn ich war nun völlig überzeugt, daß ich mich in einem zivilisierten Lande befand."

Sonderbare Verwechslung.

Was tat neulich der Herr Assessor? Da war die Leiche von einem kleinen Kinde und er geht auch zur Beerdigung und nimmt einen wunderschönen Kranz mit. Da steht er jetzt am Grabe, mit dem Hut in der Hand, und wie der Pfarrer so schön redet, gehen ihm die Augen über. Nach der Red' geht jeder ans Grab und wirft etwas hinunter; was glauben Sie, daß der Assessor getan hat? Ganz ruhig geht er vor, schmeißt seinen Hut hinunter, setzt den Kranz auf und geht davon.

Verdiente Rüge.

Ein Herr schrieb in einem Kaffeehause einen Brief. Ein anderer Gast war unbescheiden genug, auf das Papier zu sehen. Der Schreiber des Briefes merkte es, ließ sich aber nicht stören, sondern schrieb ruhig weiter: „Ich schließe hier meinen Brief, weil ein zudringlicher Bursche so unverschämt ist, mir auf die Feder zu sehen."

Der Aufdringliche.

Ein Blinder, der einst bei Nacht über die Straße ging, trug in der einen Hand eine Laterne und in der andern einen Krug mit Wasser. Ein junger Mensch begegnete ihm, griff ihn beim

Arme und sprach zu ihm: „Du bist doch ein rechter Narr; was hilft dir denn die Laterne, da ja Tag und Nacht bei dir einerlei ist?“ Hierauf gab der Blinde mit lachendem Munde zur Antwort: „Ich trage die Laterne nicht meinetwegen, sondern für solche Narren, wie du, damit sie mich nicht überrennen und meinen Wasserkrug zerbrechen.“

Zurechtweisung.

Ein Herr saß im Theater neben jemandem, der unaufhörlich plauderte. Lange hatte er auf eine Gelegenheit gewartet, dem lästigen Nachbar sein ungeziemendes Betragen fühlen zu lassen, als dieser bei einer etwas ergreifenden Stelle in voller Extase ihm zurief: „Wie gefällt Ihnen die Stelle?“ — „Jedenfalls besser als die meinige hier in Ihrer Nachbarschaft!“ entgegnete der Befragte in trockenem Tone.

Ein aufgeklärtes Mißverständnis.

Joseph II., römisch-deutscher Kaiser, König von Ungarn und Böhmen, wurde von einem Beamten um eine bessere Anstellung gebeten. Erschreckt fuhr der Letztere zurück als der in Nachdenken versunkene Kaiser ihn barsch anfuhr: „Wollen Sie ins Zuchthaus?“ — Joseph bemerkte das Entsetzen des armen Bittstellers und fügte lächelnd hinzu: „So ist's nicht gemeint, lieber Alter! Aber es ist gerade die Verwalterstelle darin ledig, und diese kann ich Ihnen zusichern.“

Unverhoffte Wirkung.

Der Landesfürst inspiziert das Zuchthaus. Jeder der Züchtlinge beteuert auf Befragen des Fürsten, daß er unschuldig verurteilt sei. Endlich kommt der Fürst an den Letzten: „Nun, du bist natürlich auch unschuldig?“ — „Nein, Durchlaucht,“ ent-

gegnete jener, „mir ist ganz recht geschehen. Ich hab' gestohlen, und dafür werde ich bestraft!" — „So!" erwidert der Fürst, — „was willst du Spitzbub' denn hier in Gesellschaft von lauter ehrlichen Leuten — gleich machst du, daß du hinaus kommst!"

Unterstützung der Kunst.

Louis Philippe der Bürgerkönig, war ein unerschöpfliches Thema für die Karikaturen seiner Zeit. Da er einen sehr langen Kopf hatte, der unten viel breiter als oben war, gab man ihm die Form einer Birne. Eines Tages bemerkte Louis Philippe in den Straßen von Paris einen kleinen Burschen, der sich abmühte, die „Birne" an eine Mauer zu zeichnen. Der König sah ihm eine Weile ruhig zu, der Straßenjunge stellte sich aber gar zu ungeschickt an, und so vollendete ihm Louis Philippe die Zeichnung und schenkte ihm dann einen Taler mit seinem Bildnisse, indem er zu ihm sagte: „Da d'rauf ist die Birne auch."

Alte Bekannte.

Der französische Dichter Piron empfing eines Tages den Besuch eines jungen Dichters, der ihm sein Schauspiel vorlas. Piron hörte aufmerksam zu, lüftete aber seine Hausmütze von Zeit zu Zeit wie zum Gruße. Der Besucher sah ihn erstaunt an. — „Ich pflege zu grüßen, wenn ich Bekannten begegne," bemerkte Piron erklärend.

„Alle Theorie ist grau."

Auf die Klinik eines Spitales kam eines Tages ein Mann, der über verschiedene Beschwerden klagte. Der Professor hatte gerade einen Vortrag über die Folgen des zu vielen Sitzens gehalten und erklärte, daß dieser Fall auch aus den besprochenen Ursachen herzuleiten sei. Es sei sicher, daß der Mann eine sitzende Lebens-

weise habe, daß er sich viel zu wenig Bewegung mache, und zum Beweise seiner Behauptung fragt er ganz siegesbewußt den Patienten: „Sie haben gewiß eine Beschäftigung bei der es Ihnen an Bewegung fehlt?"

„Ach nein, Herr Professor," antwortete der Gefragte, „ich bin Briefträger."

Richtige Behandlung.

Doktor Ricord, einer der bedeutendsten Pariser Ärzte, wurde eines Nachmittags, als er über die Boulevards ging, von einem alten, an schlechter Verdauung leidenden Herrn angeredet, welcher nicht weniger wegen seines Reichtums als wegen seines Geizes bekannt war. Derselbe versuchte es, dieses Zusammentreffen zu benutzen, um den Doktor gratis zu konsultieren. „Wo leiden Sie denn hauptsächlich?" fragte der Arzt. — „Besonders am Magen." — „Ah, ah, lassen Sie doch einmal sehen; machen Sie die Augen zu!" — Der Geizige tat, wie ihm geheißen wurde. „Zeigen Sie auch Ihre Zunge!" — Der Patient streckte die Zunge heraus. „So, nun verhalten Sie sich ganz ruhig, damit ich eingehend untersuchen kann!" — Als der Geizhals eine Viertelstunde nachher die Augen wieder öffnete, sah er sich von einem Schwarm von Gaffern umringt, welche sich über den weitgeöffneten Schlund und die herausgestreckte Zunge amüsierten und den alten Herrn für verrückt hielten. Doktor Ricord aber war längst verschwunden!

Der zerstreute Weise.

Newton, der berühmte englische Philosoph, war eines Morgens tief in seine Studien versenkt, als seine Haushälterin ihm zum Frühstück ein Ei brachte, welches sie in einer kleinen Pfanne mit Wasser kochen wollte. Newton, der allein zu sein wünschte, sagte, daß er es selbst tun werde. Die Haushälterin legte das Ei neben

die Uhr ihres Herrn auf den Tisch und sagte ihm, daß es drei Minuten kochen müsse. Einige Zeit nachher kam sie wieder, um das Frühstücksgeschirr wegzunehmen. Zu ihrem großen Erstaunen fand sie ihren Herrn vor dem Kamin stehend, das Ei in der Hand und die Uhr in der Pfanne kochend.

Ein treffender Vergleich.

Nach einer Audienz, welche der König Jakob der Erste von England einem Gesandten gegeben hatte, sagte der König zu dem berühmten Kanzler Bacon: „Nicht wahr, der Gesandte ist ein großer, schöner Mann? Aber was denken Sie von seinem Kopfe?“ — „Majestät,“ erwiderte der Kanzler, „so schöne und große Leute wie der Gesandte gleichen gewöhnlich den Häusern von vier bis fünf Etagen; die ersten drei Etagen sind gut vermietet, aber die oberste steht leer.“

Ein guter Einfall.

Von König Friedrich Wilhelm IV. erzählt man sich folgende hübsche Anekdote. Er bemerkte, als er unerwartet rasch von einem Spazierritt in den Palast zu Potsdam zurückkehrte, daß der Portier nicht, wie es seine Pflicht gewesen wäre, auf seinem Posten war. „Portier ist abgesetzt,“ rief der Monarch zornig. Jede, auch die sonst einflußreichste Fürbitte würde bei der Hartnäckigkeit, mit welcher der Monarch an dergleichen übereilten Drohungen festhielt, schwerlich etwas gefruchtet haben. Die Umgebung des Königs schwieg also. Als aber am nächsten Morgen der diensttuende Flügel-Adjutant in das Zimmer des Monarchen trat, war sein erstes Wort die Frage: „Majestät, ist der Portier auf einen oder zwei Tage abgesetzt?“ — „Auf einen,“ lautete die Antwort des durch die ruhige Fragestellung schnell begütigten Monarchen.

Der Schelm von Bergen.

Als Friedrich I., der Rotbart, zum deutschen Kaiser erwählt wurde, gab er in seinem Palaste zu Frankfurt am Main einen Maskenball, zu welchem der Eintritt frei war.

Die Festlichkeit war in vollem Gange, da trat eine stattliche Maske zur Kaiserin und lud sie zum Tanze ein. Die Kaiserin schlug's nicht ab; war es doch der gewandteste Tänzer, wie sie und andere Frauen, welche in solchen Dingen scharfe Augen haben, längst gemerkt hatten, und mehr als einmal schwangen sich beide im Saale herum, zu allseitigem Wohlgefallen.

Da schlug endlich die Stunde der Entlarvung und, wie sich versteht, auch für den Lieblingstänzer der Kaiserin. Aber welche Entrüstung, welcher Schrecken, ja, welches Entsetzen! Alles wich vor dem entlarvten Tänzer zurück; denn kein Ritter, Graf oder ehrsamer Ratsherr war's, nein — es war der Sohn des Schinders, damals auch Schelm genannt, welcher weit weg von Frankfurt hinter dem Orte Bergen hausen mußte, weil man sein Geschäft für ehrlos hielt, samt dem Menschenkinde, das ihm zu nahe kam.

Der Kaiser selbst machte ein sehr strenges Gesicht, als wollte er sagen: Ruft den Scharfrichter, daß er den Schinder hole. Die holde Kaiserin bat um Gnade und des Schinders Sohn faßte sich ein Herz: „Kehrt's um, Herr Kaiser!“ sprach er voll Anstand, „so kann's gut geführt werden! Anstatt, daß die Kaiserin durch meine Berührung ehrlos wird, sagt lieber: Ich sei durch sie ehrlich und ehrbar geworden! Wäre es nicht besser und gescheidter?“

Da mußte der Kaiser lachen und entgegnete freundlich: „Du Schelm von Bergen, du! Für einen Schinder hast du wahrlich zu viel Verstand! Kniee nieder, du sollst zufrieden sein mit

dem, was du dir ertanzt hast!“ Der Schinder kniete nieder, ward vom Kaiser zum Ritter geschlagen und stand als solcher auf. Sein Name blieb wie zuvor „Schelm von Bergen,“ aber im geadelten Sinne, und die östliche Spitze des Waldes bei Bergen führt noch den Namen „Schelmenecke.“

Eine humane Tat.

Auf einer Reise nach Polen war Kaiser Alexander I. von Rußland in der Gegend von Wilna seinem Gefolge allein vorangeeilt In einiger Entfernung sah er mehrere Personen, welche etwas ans Ufer eines kleinen Flusses zu schleppen schienen. Er stieg aus, ging auf die Leute zu und fand, daß sie sich mit einem Leichname beschäftigten. Niemand erkannte den Kaiser und jedermann wunderte sich, als der Offizier, für den man ihn hielt, verlangte, daß man versuchen sollte, den Toten wieder zum Leben zu bringen. Man reichte ihm sogar nur lässige Hilfe, als er selbst den Leichnam vollends aus dem Wasser zog, ihm die nassen Kleider abnahm und ihm Brust und Schläfe emsig rieb. Alle seine Mühe war jedoch vergebens. Sein Gefolge hatte ihn indessen eingeholt, und unter diesem befand sich, außer dem Fürsten Wolchonsky und dem Grafen von Lieven, auch der erste Wundarzt des Kaisers, Dr. Weilly. Alle vier vereinigten nun ihre Bemühungen zu gleichem Zwecke. Der Doktor erschöpfte alle Mittel seiner Kunst, der Kaiser und die anderen hielten den Körper und suchten die Arme zu erwärmen. Drei Stunden hatten bereits die Anstrengungen gedauert, als der Arzt erklärte, daß der Ertrunkene ohne Hoffnung tot sei. Der Kaiser wollte es immer noch nicht glauben und befahl, eine Ader an dem entseelten Körper zu öffnen. Und siehe, Alexander hatte die unaussprechliche

Freude, Blut fließen zu sehen und bald darauf einen leisen Seufzer zu hören. Der edle Monarch rief unter größtem Entzücken aus: „Lieber Gott, das ist der glücklichste Tag meines Lebens!“ Natürlich wurden nun die Bemühungen um den Verunglückten verdoppelt, und der Kaiser verband ihm mit seinem eigenen Taschentuche den Arm, wo ihm die Ader geöffnet worden war. Dann ließ er ihn unter Dach bringen, wohl versorgen, und gab ihm bei seinem Weggehen alles Geld, was er gerade bei sich hatte, sowie das Versprechen einer Pension für ihn und seine Familie.

Nach Petiscus.

Der Sklave des Künstlers.

Apelles, der berühmte griechische Maler, fand unter den Arbeiten seiner Schüler zuweilen Skizzen, die eine ganz außerordentliche, künstlerische Begabung bewiesen. Sonderbar war es, daß dieselben während der Nacht entstanden und der Schöpfer des Werkes nicht zu entdecken war.

Eines Morgens trat der Künstler wie gewöhnlich in seine Werkstätte und fand seine Schüler ganz bezaubert vor einem Gemälde stehen, dessen Schönheit ihn selbst bei näherer Betrachtung in solche Entzückung versetzte, daß er unwillkürlich ausrief: „Der Urheber dieses Werkes wird einmal unser aller Meister sein!“ Auf seine Fragen, von wessen Hand die Arbeit herrühre, antworteten alle Schüler, daß sie nicht die geringste Ahnung davon hätten. Der Meister ließ einen jungen Sklaven kommen, dessen Pflicht es war, auf das Haus zu achten. „Wer war in der Werkstätte während der Nacht?“ fuhr er den vor Angst zitternden Menschen an. „Niemand außer mir,“ war dessen Antwort. „Gut, du wirst sorgfältig wachen,“ antwortete der Meister erzürnt, „und

wenn du mir morgen früh nicht angeben kannst, wer die Nacht hier zubringt, bekommst du zwanzig Stockhiebe; das wird dir die Augen schärfen."

Die Neugier ließ Apelles jedoch nicht schlafen, und er begab sich am nächsten Morgen mit seinen Schülern früher als gewöhnlich in die Werkstätte. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie den Sklaven damit beschäftigt fanden, das in der vorigen Nacht angefangene Gemälde zu vollenden. — „Von wem hast du malen gelernt?" fragte der Meister. — „Von dir, o Gebieter." — „Und von wem zeichnen?" — „Von dir, o Gebieter." — „Ich habe dich niemals unterrichtet." — „Aber du hast deine Schüler unterrichtet und ich habe zugehört." — „Noch mehr, du hast dir meinen Unterricht zu Nutzen gemacht." Dann zu seinen Schülern gewendet: „Was verdient der Sklave?" — „Die Freiheit, die Freiheit," riefen alle. Da warf sich der Sklave seinem Herrn zu Füßen, umklammerte dessen Kniee und schrie: „Nein, nicht die Freiheit für mich, sondern für meinen Vater."

„Deine Leistungen haben deine Anlagen bewiesen, deine Bitte zeigt dein gutes Herz — du sollst ferner nicht mein Sklave sein, sondern mein Sohn. Dein alter Vater ist frei."

Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Der englische Dichter Eduard Young hatte, ehe sein Geist durch schwere Schicksalschläge gebeugt worden war, einen heiteren, lustigen Charakter. Eines Tages fuhr er auf einem der kleinen Themseboote nach einem Vorort und unterhielt einige ihn begleitende Damen indem er ihnen auf der Flöte etwas vorspielte. Als das Schiff auf einer Station anhielt, stiegen mehrere Offiziere ein, worauf Young seine Musik unterbrach. Einer der

jungen Marssöhne fragte ihn barsch, warum er nicht weiterspiele. Die unhöfliche Art des Fragenden verdroß den Dichter und er antwortete: „Ich spiele nicht aus dem einfachen Grund, daß ich nicht will.“ Darauf versetzte der Andere in befehlendem Tone: „Spielen Sie sofort, oder ich werfe Sie über Bord.“ Young wollte um jeden Preis einen Streit in Gegenwart der Damen vermeiden, so schluckte er die grobe Beleidigung hinunter und ohne sich seinen Ärger merken zu lassen, griff er nach seiner Flöte und spielte so lange die Fahrt dauerte. Einige Stunden später bemerkte er seinen Feind auf der Straße. Sogleich trat er auf ihn zu und erklärte ihm, daß er nur der Damen wegen seine Unverschämtheit so ungerügt ertragen habe; aber da er kein Feigling sei, verlange er jetzt Genugtuung. Sein Gegner solle sich also am nächsten Morgen, um fünf Uhr, an einem bestimmten abgelegenen Orte im Park mit Degen einfinden, jedoch ohne Zeugen, da der Streit Andere nichts angehe.

Am nächsten Morgen waren die Beiden zur festgesetzten Zeit zur Stelle; aber als der Offizier sich in Position setzte, um sich der Abmachung gemäß mit dem Degen zu verteidigen, trat ihm Young mit einer Pistole gegenüber. „Was,“ schrie sein Gegner, „Sie wollen mich morden?“ — „Nein,“ donnerte der Dichter, indem er auf seinen Gegner zielte, „tanzen Sie, oder ich schieße!“ Das Aussehen Young's war so drohend, daß ihn der Offizier für halbwahnsinnig hielt und sich wohl oder übel entschloß, ihm seinen Willen zu tun und zu tanzen. Nach kurzer Zeit senkte Young seine Waffe. „So, Sie haben mich spielen gemacht und ich Sie zum Tanzen gezwungen; wir sind im Reinen. Jetzt bin ich willens, Ihnen Genugtuung zu geben, wenn Sie es wünschen.“ Der Offizier mußte selbst über die Rache des Dichters lachen, sah seinen eigenen Fehler ein und bot ihm die Hand zur Versöhnung.

Kindesliebe.

Ein preußischer Offizier, der sehr reich und aus vornehmer Familie war, hielt sich eine Zeit lang als Werber zu Ulm in Schwaben auf. Endlich bekam er Befehl, zu seinem Regimente zurückzukehren, und machte sich reisefertig.

Am Abend vor seiner Abreise meldete sich bei ihm ein junger Mann, um sich anwerben zu lassen. Er war sehr schön gewachsen, schien wohlerzogen und brav; aber als er vor den Offizier trat, zitterte er an allen Gliedern. Der Offizier schrieb dies der jugendlichen Furchtsamkeit zu und fragte, was er besorge. „Ich fürchte, daß Sie mich abweisen," versetzte der junge Mensch; und indem er dieses sagte, rollte eine Träne über seine Wangen. „Nicht doch," antwortete der Offizier, „Sie sind mir vielmehr außerordentlich willkommen. Wie konnten Sie so etwas fürchten?"

„Weil Ihnen das Handgeld, welches ich fordern muß, vermutlich zu hoch kommen wird." — „Wie viel verlangen Sie denn?" — „Eine dringende Notwendigkeit zwingt mich, hundert Gulden zu fordern, und ich bin der unglücklichste Mensch auf der Welt, wenn Sie sich weigern, mir so viel zu geben." — „Hundert Gulden ist freilich viel; aber Sie gefallen mir, ich glaube, daß Sie Ihre Pflicht tun werden, und ich will nicht mit Ihnen handeln. Hier ist das Geld; morgen reisen wir von hier ab."

Er zahlte die hundert Gulden aus, der junge Mensch war entzückt. Er bat darauf den Offizier um die Erlaubnis, noch einmal nach Hause gehen zu dürfen, um eine heilige Pflicht zu erfüllen; in einer Stunde versprach er wieder da zu sein. Der Offizier traute seinem ehrlichen Gesichte und ließ ihn gehen. Weil er indes in dem Benehmen des jungen Mannes etwas Besonderes bemerkt hatte, so schlich er selbst ihm von fern nach, um zu erfah-

ren, wo er hingehen werde. Er sah ihn stracks nach dem Stadtgefängnisse laufen, wo er anklopfte und eingelassen wurde. Der Offizier ging ebenfalls hinein und sah alles, was vorging, und was den jungen Mann bewogen hatte, sich anwerben zu lassen.

Der Vater des letzteren saß nämlich im Gefängnisse wegen einer Schuld von hundert Gulden, die er nicht bezahlen konnte. Der Sohn hatte sich deshalb anwerben lassen, um ihn mit dem Handgelde zu befreien. Sobald er in das Gefängnis trat, redete er mit dem Aufseher und gab ihm die hundert Gulden in Verwahrung. Dann eilte er zu seinem Vater, fiel ihm um den Hals und verkündigte ihm seine Freiheit.

Der Offizier war ihm nachgegangen und sah den ehrwürdigen Greis, der seinen braven Sohn an sein Herz drückte und mit seinen Tränen benetzte, ohne ein Wort zu reden. Er konnte es nicht übers Herz bringen, daß ein so guter Sohn seine Freiheit verkaufen sollte. Deswegen trat er hervor und sagte zu dem Alten: „Beruhigen Sie sich, ich will Sie eines so braven Sohnes nicht berauben. Lassen Sie mich teilnehmen an seiner edlen Tat. Er ist frei; und es reuet mich die Summe nicht, die er so gut angewendet hat."

Die Sage von dem Mäuseturm.

Wer eine Rheinreise macht, gewahrt in der Nähe des Städtchens Bingen einen Turm, der mitten aus dem Strome hervorragt und der Mäuseturm heißt. Der Sage nach hat der Name folgenden Ursprung. Es war im Jahre 968, als Hatto zum Erzbischof von Mainz erwählt ward. Hatto besaß zwar glänzende Geistesgaben, war aber sehr hartherzig und dem Geize ergeben, häufte Schätze auf Schätze und verwahrte sie sorgfältig. Während seiner Regierung trat zu Mainz eine so große Hungersnot ein, daß die

Armen aus Mangel an Lebensmitteln ihr Leben nicht zu fristen im stande waren und viele dahinstarben. Ein großer Hause drang vor Hattos Schloß und bestürmte ihn mit flehenden Bitten um Linderung ihrer Not. Der hartherzige Mann verweigerte es ihnen und schalt sie, daß sie müßiges, schlechtes Volk wären und nicht arbeiten wollten. Die Armen wurden ungestümer und forderten mit furchtbarer Stimme Brot. Da ließ Hatto eine große Anzahl Hungriger, unter dem Scheine, als sollten Früchte und Lebensmittel unter sie ausgeteilt werden, in einigen Kornhäusern sich sammeln, ließ diese dann zuschließen und in Brand stecken, so daß alle einen elenden Tod in den Flammen starben. Und während der Unglücklichen Klagegeschrei aus dem Feuer himmelan stieg, rief er mit ruchloser Gefühllosigkeit aus: „Hört ihr, wie die Mäuse pfeifen?“

Aber als er bald darauf sich zur Tafel begeben wollte, überfiel ihn ein großes Heer Mäuse, welches ihn, wohin er sich auch wendete, verfolgte; sogar an den Wänden hinauf kletterten sie ihm nach. Schloß er sich noch so eng ein, so drangen sie durch die kleinsten Ritzen, stürmten in unzähliger Menge auf ihn los und bissen, zerfleischten und zernagten ihn. Und so groß war ihr Ungestüm, daß sie, je heftiger man sie abzuwehren suchte, mit desto stärkerer und erneuerter Wut auf ihn losgingen, ja sie nagten sogar von den Wänden und Tapeten seinen Namen weg. Als sich nun der Erzbischof in dieser jämmerlichen Lage zu Lande nirgends sicher sah, suchte er im Wasser Hilfe. Er ließ sich deshalb in einem Nachen nach einem unterhalb des Städtchens Bingen mitten im Rheine erbauten Turme übersetzen, der von alters her als Warte diente, um die Schiffenden vor der Gefahr des Bingerloches zu warnen. Hier, durch doppeltes Bollwerk sich sicher wähnend, hoffte er, der reißende Strom werde den Mäusen den Zugang zu ihm verwehren, und er so vor ihrer Wut gerettet sein.

Allein auch da entging er der gerechten Strafe nicht. Die Mäuse schwammen in so ungeheurer Anzahl über den Strom, daß sie, obgleich eine Menge ersoff, dennoch zu Tausenden am Turme anlangten. Nun kletterten sie an den Mauern hinauf, drangen überall hinein, dem Erzbischofe nach, und zerfleischten ihn so, daß er endlich des jämmerlichsten Todes sterben mußte.

Die Sage von dem Lurley.

In alten Zeiten ließ sich manchmal auf dem Lurley um die Abenddämmerung und beim Mondschein eine Jungfrau sehen, die mit so anmutiger Stimme sang, daß alle, die es hörten, davon bezaubert wurden. Viele, die vorüberschifften, gingen am Felsenriff oder im Strudel zugrunde, weil sie nicht mehr auf den Lauf des Fahrzeuges achteten, sondern von den himmlischen Tönen der wunderbaren Jungfrau hingerissen, der sie umgebenden Gefahr vergaßen. Niemand hatte noch die Jungfrau in der Nähe geschaut, als einige junge Fischer; zu diesen gesellte sie sich bisweilen im letzten Abendrot und zeigte ihnen die Stellen, wo sie ihr Netz auswerfen sollten, und jedesmal, wenn sie den Rat der Jungfrau befolgten, taten sie einen reichlichen Fang. Die Jünglinge erzählten nun, wohin sie kamen, von der Huld und Schönheit der Unbekannten, und die Geschichte verbreitete sich im ganzen Lande umher. Ein Sohn des Pfalzgrafen, der damals in der Gegend sein Hoflager hatte, hörte die wundervolle Mär und faßte eine innige Zuneigung zu der Jungfrau. Unter dem Vorwand, auf die Jagd zu gehen, nahm er den Weg nach Wesel, setzte sich dort auf einen Nachen und ließ sich stromwärts fahren. Die Sonne war eben untergegangen, und die ersten Sterne traten am Himmel hervor, als sich das Fahrzeug dem Lurley näherte. „Seht ihr

sie dort, die verwünschte Zauberin? Das ist sie gewiß!“ riefen die Schiffer. Der Jüngling hatte sie aber bereits erblickt, wie sie am Abhang des Felsenberges, nicht weit vom Strome, saß und einen Kranz für ihre goldenen Locken band. Jetzt vernahm er auch den Klang ihrer Stimme und war bald seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er nötigte die Schiffer, am Fels anzufahren, und noch einige Schritte davon wollte er ans Land springen und die Jungfrau festhalten; aber er nahm den Sprung zu kurz und versank in den Strom, dessen schäumende Wogen schauerlich über ihm zusammenschlugen.

Die Nachricht von dieser traurigen Begebenheit kam schnell zu den Ohren des Pfalzgrafen. Schmerz und Wut zerrissen die Seele des armen Vaters, der auf der Stelle den strengsten Befehl erteilte, ihm die Unholdin tot oder lebendig zu liefern. Einer seiner Hauptleute übernahm es, den Willen des Pfalzgrafen zu vollziehen; doch bat er sich aus, die Hexe ohne weiteres in den Rhein stürzen zu dürfen, damit sie sich nicht vielleicht durch lose Künste aus Kerker und Banden befreie. Der Pfalzgraf war dies zufrieden.. Der Hauptmann zog gegen Abend aus und umstellte mit seinen Reisigen den Berg in einem Halbkreise vom Rheine aus. Er selbst nahm drei der beherztesten aus seiner Schar und stieg den Lurley hinan. Die Jungfrau saß oben auf der Spitze und hielt eine Schnur von Bernstein in der Hand. Sie sah die Männer von fern kommen und rief ihnen zu, was sie hier suchten. „Dich, Zauberin!“ antwortete der Hauptmann, „du sollst einen Sprung in den Rhein dahinunter machen.“ — „Ei,“ sagte die Jungfrau lachend, „der Rhein mag mich holen.“ Bei diesen Worten warf sie die Bernsteinschnur in den Strom hinab und sang mit schauerlichem Ton:

„Vater, geschwind, geschwind,
Die weißen Rosse schick deinem Kind,
Es will reiten, mit Wogen und Wind.“

Da rauschte plötzlich ein Sturm daher; der Rhein erbrauste, daß weitum Ufer und Höhen von weißem Gischt bedeckt wurden; zwei Wellen, welche fast die Gestalt von zwei weißen Rossen hatten, flogen mit Blitzesschnelle aus der Tiefe auf die Kuppe des Felsens und trugen die Jungfrau hinab in den Strom, wo sie verschwand.

Jetzt erst erkannten der Hauptmann und seine Knechte, daß die Jungfrau eine Undine sei und menschliche Gewalt ihr nichts anhaben könne. — Sie kehrten mit der Nachricht zu dem Pfalzgrafen zurück und fanden dort mit Erstaunen den totgeglaubten Sohn, den eine Welle ans Ufer getragen hatte.

Die Lurleyjungfrau ließ ihr Singen von der Zeit an nicht wieder hören, obgleich sie noch ferner den Berg bewohnte und die Vorüberschiffenden durch das laute Nachäffen ihrer Reden neckte.

A. Schreiber.

Kriegerische Abenteuer eines Friedfertigen.

(Veränderter Auszug aus Zschokke.)

I. Die Anstellung.

Am 6. Oktober 1806 — ich wohnte in einem etwas erhaben gelegenen kleinen Gelehrtenstübchen zu Berlin — war mein neununddreißigster Geburtstag. Als ich erwachte, die Kirchenglocken läuteten schon, es war an einem Sonntag, überlief mich kalter Schauder. Denn, dacht' ich, übers Jahr ist dein vierzigster Geburtstag; der vierzigste!

Bald vierzig, und noch immer nichts als ein armer Candidatus theologiae, ohne Anstellung, ohne Aussichten! — nicht einmal die Lehrerstelle an einer Stadtschule hatte ich erringen können. Wozu meine ganze Gelehrsamkeit, mein dreißigjähriger Fleiß? Ich hatte keine Verwandte, keine Fürsprecher, keine Gönner. Da

lief ich noch immer, Woche aus, Woche ein, von Straße zu Straße, Privatunterricht zu geben, mir ein ärmliches, freudenloses Leben zu fristen. In Erholungsstunden war ich Schriftsteller, arbeitete in Journalen und Almanachen. Ach, das ist saure Arbeit! Die Buchhändler zahlten mir die Prachtschöpfungen meiner Musen nur mit Kupfermünze.

Unter diesen trostlosen Betrachtungen hatte ich mich angekleidet. Da ward gepocht. Der Briefträger trat herein. Ein dicker Brief; er kostete mich fünf Groschen. Schwere Ausgabe für eine fast zum Boden leere Kandidatenkasse!

In höchster Erregung erbrach ich das Siegel und las den Brief. Er kam von einem einzigen Gönner, einem Handelsmanne in Frankfurt am Main, in dessen Familie ich lange als Hauslehrer, gelebt hatte. Durch Verwendung meines gütigen Freundes hatte ich den Ruf als Pfarrer erhalten, mit siebenhundert Gulden Gehalt, freier Wohnung, Garten, Holz u.s.w., und dazu noch die Hoffnung, wenn ich das Glück hätte, dem Herrn Reichsgrafen persönlich zu gefallen, Lehrer seines jungen Sohnes, mit besonderer Gehaltszulage, zu werden. Zu dem Ende sollte ich mich am neunzehnten Oktober unfehlbar in Magdeburg einfinden, wo an diesem Tage der Herr Graf auf einer Reise eintreffen würde, und mich zu sehen verlangte. — Mein Frankfurter Mäcen konnte mir vom Charakter des Grafen, seines Freundes, nicht Lobeserhebungen genug machen. — Im Briefe lag die Vokation selbst eingeschlossen, vom Grafen unterschrieben.

So stand ich nun unverhofft am Ziele meiner zwanzigjährigen Wünsche!

II. Die Reise.

Nach einer Woche war ich reisefertig und fuhr vergnügt, wie ein Gott, zum Tor hinaus; meine Vokation in der Tasche.

Zu Brandenburg war im Wirtshaus alles sehr lebendig. Man

sprach von großen Schlachten, die zwischen Napoleon und dem geliebten König vorgefallen sein sollten; Prinz Louis Ferdinands Heldentod bei Saalfeld sei furchtbar gerächt worden; in den Thüringer Wäldern hemmen die Leichname der erschlagenen Weltüberwinder den Lauf der Ströme. — „Und wie ist's dem Kaiser Napoleon ergangen?“ fragte ich dazwischen. — Man vermißt ihn. — „Und der Marschall Lannes?“ — Tot. — „Und Davoust?“ — Tot! — „Und Ney?“ — Tot! alles tot! —

Ein alter Mann hinter mir setzte seine Pfeife ab, und bückte sich, wie von ungefähr, und murmelte mir mit der tiefsten Baßstimme ins Ohr: „Wollte Gott, es wäre an dem! aber ich weiß, alles ist falsch. Es ist gewiß großes Unglück begegnet.“

„Großes Unglück?“ Und kann ich wohl nach Magdeburg gelangen? Konnte sich Napoleon mit seiner Armee nicht zwischen mich und meine so lang erhoffte Stelle drängen? Es ergriff mich, wie Fieberfrost.

Aber außer dem alten, unheilweissagenden Manne jubelte das Volk im Wirtszimmer so laut, so überzeugend; jeder beschrieb die Schlachten und Siege des Königs so umständlich mit allen Nebenereignissen, daß man dergleichen schlechterdings nur mit eigenen Augen gesehen oder nur von Augenzeugen erfahren haben konnte. Ich pflichtete, wie billig, der Stimmenmehrheit bei und ging ruhig schlafen.

Am folgenden Tage begegneten mir unterwegs auf der Landstraße einzelne Kuriere, die von Magdeburg oder von der Armee zu kommen schienen, und nach Berlin eilten. Das feierliche Schweigen dieser Eilboten war mir sehr verdächtig; denn die Freude pflegt sich sonst, auch unaufgefordert, mitzuteilen.

In einem Dorfe zwischen Ziesar und Burg war eine große Menge Volks zusammengelaufen. Ich fuhr gegen den Haufen, aber er teilte sich nicht. Nun erst bemerkte ich vor einem großen

Hause gesattelte Pferde, und im Hause an den Fenstern preußische Husaren.

„Was gibt's Neues?“ fragte ich die umherstehenden Leute, während ich den Wagen hielt. — „Ach, du mein Herr und Gott!“ schrie ein altes Bauernweib: „der König hat ja alles verloren, und die Franzosen sind schon unterwegs, und vielleicht schon in einer Stunde hier.“

Natürlich gab ich auf die Nachricht nicht viel. Aber doch wollte ich mich näher belehren, und lenkte gegen das große Gebäude, sprang vom Wagen und ging hinein. Alle Stuben wimmelten von Menschen. Husaren, Bauern, Beamte standen gedrängt durcheinander, schmauchten ihre Pfeife, tranken, fluchten, erzählten. — Keiner machte ein frohes Gesicht. Bald war die Rede von der Niederlage der Preußen, von der Nähe der Franzosen; bald von einem Herrn Oberstwachtmeister, der wegen seiner schweren Wunden nicht länger zu Pferde sein konnte, sondern gefahren werden müsse. Man sollte eine Kutsche herbeischaffen; man hatte Boten in die Nachbarschaft ausgeschickt.

Ich war außer mir vor Schrecken, suchte ein Plätzchen an einem der Tische, und ließ mir von dem elenden Bier geben, um Gelegenheit zu haben, den Hergang der Dinge genauer zu erfahren, und Maßregeln nehmen zu können. Nach zehn Minuten verloren sich die Husaren aus den Stuben; es hieß: sie sitzen auf! Ich drängte mich zum Fenster, um sie abreisen zu sehen, und sah sie wirklich im gleichen Augenblicke davon eilen, und zwischen ihnen — meinen Berliner Reisewagen im vollen Trab davon gehen.

Da hatte ich gut zum Fenster hinausrufen: „Halt, es ist mein Wagen!“ — in einer Minute war alles verschwunden. Ich arbeitete mich durch die Menge der Bauern hinaus ins Freie. Der Platz war leer; mein Wagen fort.

Ich lief durchs Dorf in der Richtung, wie der Wagen mit seiner Begleitung gegangen war. Vor dem Dorfe spaltete sich der Weg in drei bis vier andere. Aber nirgends war eine deutliche Spur der Flüchtlinge zu bemerken; nirgends fand ich Leute, die mir Nachweisung geben konnten; alle waren vor dem großen Hause versammelt, zu dem ich traurig zurückkehrte. Niemand bekümmerte sich um meine Verlegenheit; jedes dachte an die Nähe seiner eigenen Not, an die Nähe der Franzosen.

Zum Glück hatte ich meine Barschaft bei mir. Verköstigen konnte ich mich wohl. Aber auch mit meiner Garderobe war der Oberstwachtmeister durchgegangen. Wovon sollte ich dem Berliner Freund für Roß und Wagen Ersatz geben; wovon mir neue Kleider und Wäsche kaufen. — Wahrhaftig, eine schwere Prüfung des Glaubens für den zukünftigen Pfarrer!

Ich schnitt mir einen Knotenstock und wanderte mutig zu Fuß, den Weg nach Magdeburg. Der Herr Reichsgraf dort wird dir schon helfen! dachte ich, und sang, als ich so einsam durch den Herbstnebel hinwanderte, wohlgemut mit Salis:

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen, still und ländlich,
Nur ein eig'ner, kleiner Herd.

Die Umkehr.

Einzelne Haufen preußischer Soldaten von allerlei Regimentern, Marketender und Troßwägen kamen mir entgegen, und zogen stillschweigend an mir vorüber. Ich hatte nicht den Mut, die Kriegshelden anzureden.

„Ei, sieh' da, Herr Doktor! wohin?“ rief mich eine Stimme an, als ich zwischen den Gartenhägen des Städtchens Burg abermals auf einen Trupp Soldaten stieß. Es war ein Leutnant,

den ich in Berlin kennen gelernt hatte, weil er mit mir in einem Hause wohnte. Ich pflegte ihn immer scherzweise Karl den Großen zu nennen, weil er sein adliges Geschlechtsregister bis zu diesem Sachsenbekehrer hinaufführte.

„Nach Magdeburg, Herr Leutnant.“

„Sie kommen nicht mehr hinein, Herr Doktor; die Franzosen belagern es schon mit 150,000 Mann. Kehren Sie mit uns um, wenn ich Ihnen raten darf. Fort nach Berlin! der Feind folgt uns schon auf dem Fuße. Alles ist verloren. Braunschweig tot; Möllendorf gefangen; die Reserve unter Prinz Eugen von Würtemberg ist gestern bei Halle aufgerieben.“

„Aber, Herr Leutnant, ich muß — muß heute nach Magdeburg.“

„So rennen Sie in die Bajonette der Franzosen. Glück auf die Reise, Herr Doktor!“ — Indem Karl der Große dies sagte, sprengten zwei Dragoner neben uns weg, und schrien: „Der Feind ist schon bei Wittenberg über die Elbe!“ — Da verdoppelte die Infanterie ihre Schritte, und ich — weil ich doch das Belagerungskorps vor Magdeburg nicht allein wegtreiben konnte, leistete dem Leutnant Gesellschaft, und kehrte dem Reichsgrafen den Rücken zu.

Solchen Streich hatte mir das Schicksal noch nie gespielt, so alt ich auch geworden war. Die Schlacht von Jena zerstörte alle meine Hoffnungen, die nie blühender gewesen waren. Also wieder arm wie eine Kirchenmaus! Ich wußte nicht, wer durch Napoleons Kriegsglück mehr verloren hatte, der König oder ich?“

Aber nun fand mich mein unbarmherziges Schicksal wieder auf dem alten gewohnten Platz, wo ich ihm Stirn bieten konnte. So lange ich noch etwas zu verlieren hatte, war ich voller Furcht und Zittern. Jetzt, da mir auch nicht mehr das letzte Kleid auf dem Leibe gehörte, wenn der Berliner Freund Roß und Wagen be-

zahlt haben wollte, kehrte mein heiterer Geist zurück, der alles Unglücks spottete.

Beförderung.

„Frisch auf, ich folge der Fahne Karls des Großen!“ sagte ich lachend zum Leutnant: „und flehe um seinen großmütigen Schutz bis Berlin.“

„Wetter! Sie sollen dabei so übel nicht fahren. Ich habe noch eine halbe Kompanie bei mir — alles tapfere Kerle, die den Teufel nicht scheuen. Hätte ich noch eine Kanone, ich würde vor zwei Regimentern Franzosen nicht weichen. Wetter! an des Herzogs von Braunschweig Stelle wäre mir das bei Jena nicht geschehen. Kommen Sie, Doktor, ich mache Sie zum Feldprediger bei meiner halben Kompanie.“

So oft wir durch ein Dorf kamen, ließ der Leutnant seine aus Soldaten von verschiedenen Regimentern zusammengesetzte Armee in Reih' und Glied aufmarschieren, und so zog er stolz, beim Wirbel der Trommel, an den Bauern vorüber, indem er kommandierte: „Gewehr in Arm!“ Als Feldprediger war mein natürlicher Platz hinten bei dem Gepäck. Ich machte dort die Bekanntschaft der Marketenderin, welcher der Wagen gehörte. Diese ehrenwerte Dame ging rüstig zu Fuß neben ihrem magern Gaul und erzählte mir sehr umständlich die Geschichten von Saalfeld und Auerstädt, und tadelte Stellungen und Manövers auf dem Schlachtfelde. Ich hatte nichts gegen ihre strategischen Beweise einzuwenden; denn an der Spitze von zweimalhunderttausend Mann eine Schlacht zu verlieren, traue ich mir selbst Geschicklichkeit genug zu.

Karl der Große nahm mich am vierten Tage des Abends auf die Seite. Ich sah es ihm längst an, daß er über große Pläne brütete. — „Herr Doktor,“ sagte er, „im Kriege macht man sein Glück. Ich bin seit acht Jahren Leutnant; jetzt oder nie werde

ich General. Ich kommandiere gegenwärtig fast zweihundert Mann. Ehe wir die Oder erreichen, habe ich vielleicht zweitausend gesammelt, die ich unserm König zuführe. Ich führe sie ihm aber erst nach einigen Heldentaten zu. Ich falle mit meinem Korps in Sachsen ein, und belästige den Feind im Rücken."

„Wie? Sie wollen nicht nach Berlin?" fragte ich.

„Nein, rechts ab, gegen Mittenwalde! Doktor, die Feldpredigerstelle taugt nicht für Sie. Ich dächte, Sie würden Soldat. Ich gebe Ihnen einen Militärhut, blauen Überrock, Degen und Pferd. — Sie sollen mein Generaladjutant werden. Ich weiß, Sie verstehen Mathematik und zeichnen gut. Ich kann Sie beim Rekognoszieren und zum Krokieren der Gegenden gebrauchen."

Da half kein Einwand. Ich nahm die Stelle des Generaladjutanten an, weil sie mir auf den Rücken eines Pferdes half, mit dem ich desto schneller meine Heimat wieder zu sehen hoffte. Ich gelobte Karl dem Großen Treue, und vertauschte die erträumte Pfarre mit dem Schwert Petri, doch gedachte ich niemandem ein Ohr abzuhauen.

Der Feldherr zählte noch den gleichen Abend sein Heer, ernannte neue Offiziere und stellte mich als seinen künftigen Adjutanten vor.

Durch allerlei schlimme Nachrichten über die Franzosen, die auf der Seite von Berlin umherschwärmen sollten, wurde unser Heerhaufe immer mehr südwärts verschlagen.

Wir marschierten kreuz und quer durch die elendesten Dorfwege. Wir machten zwei Tage lang doppelte Märsche, und die braven Bauern gaben uns treulich Nachricht von allen Seiten, wo sie Franzosen gesehen hatten, und beschenkten uns voll mitleidiger Freigebigkeit mit Nahrung und Trank. Aber alle riefen: „Schlagt euch nach Schlesien. Die Franzosen sind schon in Frankfurt an der Oder."

Ein siegreiches Treffen.

„In der Tat," sagte unser Oberbefehlshaber, als wir am zweiten Abend nach dem Abmarsch von der Berliner Landstraße unser Hauptquartier in einem elenden Dorfe genommen und die Posten ringsum aufgestellt hatten: „in der Tat operiere ich dem Kaiser Napoleon schon im Rücken."

Er lächelte dabei mit wohlgefälliger Miene, die zu verstehen gab, er denke sich noch weit mehr dazu, als er sage.

Ich aber dachte: „Wenn er uns morgen nur nicht auf unserm Rücken operiert!" — Es überlief mich eiskalt, denn ich dachte ganz natürlich an den lieben meinigen.

Wir schwiegen alle. Plötzlich fuhren wir von unsern Sitzen auf, und standen steif und gerade, wie die Kerzen — denn im Dorfe fiel ein Gewehrschuß um den andern, und unsere Soldaten schrieen draußen: „Franzosen! Feinde! Alles heraus!"

Die Trommel wirbelte; die vier Trompeten schmetterten um die Wette. Um mein höllisches Entsetzen zu verbergen, wütete ich in der Wirtsstube herum und rief: „Hallo! drauf los! brave Männer, drauf los!" und suchte die Tür — war aber, der Himmel weiß es, wie mit Blindheit geschlagen. Ich fand keine Tür; ich sprengte in der Angst der alten Wirtin die Schränke auf, und rief dabei mit immer höher steigender Stimme: „Heraus, heraus! brave Soldaten, verlaßt mich nicht!" — Die Wirtin lamentierte kläglich; die Kinder schrieen Zeter; Hund und Katzen sprangen flüchtend über Tisch und Stühle bis zum heißen Kachelofen hinauf.

Die Verwirrung, das Geschrei um mich her, vermehrte mein Grausen, denn ich glaubte nicht anders, als die Franzosen seien schon im Zimmer und spießten unbarmherzigerweise die Kinder. Wenn sich der Himmel nur dies einzige Mal meiner erbarmt,

dachte ich, so will ich in meinem Leben nie wieder Generaladjutant sein.

Mein Toben und Lärmen wurde von Karl dem Großen, zum Glück für mich, ganz anders und sehr ehrenvoll für mich ausgelegt. Er zog den Degen, ging zu den vor dem Hause versammelten Truppen hinaus, und ich folgte ihm. — Ach wie wohl tat mir's, da ich draußen in der Dunkelheit stand! nun sah mich niemand. — Ich konnte jetzt, wenn die Not am größten werden sollte, ungestört einen Moreau'schen oder Xenophontischen Rückzug machen. Ich bin nicht furchtsam, aber diesmal hatte mich doch ein panischer Schrecken unterjocht. Ohnehin bin ich von Natur des Abends etwas ängstlicher, als am Tage.

„Adjutant vor, mit zwanzig Mann sogleich zum Kirchhof; dort ist unser Posten angegriffen! Wenn's nötig ist, schicken Sie her; und wir rücken mit Hilfstruppen nach. Bis jetzt ist's nur Postengefecht." So befahl mir der Leutnant; zwanzig Mann setzten sich gegen den aus der grauen Dämmerung hervorschwebenden Kirchturm in Bewegung, und ich unglückseliger Magister bonarum artium mußte mit dem bloßen Degen voran.

Plagt denn diesen Leutnant da der Teufel? dachte ich: weiß er denn nicht mehr, daß ich zu Berlin im Dachstübchen wohnte?

Allein es war genug, mir Mut zuzutrauen, und das Ehrgefühl gab mir ihn. Als wir den Kirchhof erreicht hatten, ward mir's plötzlich schwarz vor den Augen, denn wir rückten geradezu gegen eine alte Mauer, auf welcher dürres Gesträuch wehte. Ich aber hielt die Mauer für französische Truppen, die Strauchäste für Bajonette, sprang auf die Seite, und schrie mit Grausen, als sähe ich Gespenster: „Feuer! gebt Feuer!"

Erst beim Pulverblitz erkannten wir, daß wir einer ehrwürdigen Mauer das Treffen lieferten.

„Pardon! Pardon!" riefen aber im gleichen Moment mehrere

Stimmen. Und sieben Mann leichter französischer Infanterie krochen unter der Mauer, wo sie sich verborgen hatten, hervor, und — streckten vor dem Magister bonarum artium das Gewehr. Hätten die Narren geschwiegen, wir würden sie nicht bemerkt haben.

Die Gefangenen wurden entwaffnet, gezählt, und ins Hauptquartier gebracht. Daß ich mit einigem Stolz vor Karl dem Großen beim Schimmer der Stalllaternen, Lampen und Kienspäne aufzog, läßt sich denken. Er umarmte mich vor der ganzen Armee, und sagte: „Herr Adjutant, Ihr Mut, Ihre Klugheit macht Ihnen Ehre. Ich werde Ihr Betragen bei dieser Affaire Sr. Majestät dem König aufs vorteilhafteste darzustellen wissen."

Von unsern Gefangenen erfuhren wir nun, was ich aber auch schon auf dem Kirchhof wußte, daß eine Kompanie französischer leichter Infanterie bestimmt war, in das abgelegene Dorf einquartiert zu werden; daß sie sich jedoch auf der Stelle nach einigem Geplänkel zurückgezogen habe, da sie überrascht war, Preußen zu finden, und (wie die Feinde glaubten) in großer Anzahl, vermutlich wegen der Menge unserer ausgestellten Wachen, und des Lärmens unserer Trommeln und vier braven Trompeter. Die sieben Gefangenen hatten sich zufällig zu weit vorgewagt.

Ich ließ vor Freude meine Weltüberwinder aufs beste bewirten, mit allem, was man hatte. Es waren in meinem Leben die ersten Menschen, die ich gefangen, die ersten Kriegshelden Napoleons, die ich gesehen hatte. Die Kerle freuten sich dankbar meines Schutzes, und es war mir dabei zu Mut, als müßte ich mich um den ihrigen bewerben. Denn als ich sie fragte, ob viel Franzosen in der Gegend herum wären, vernahm ich mit Schaudern, es sei ein ganzes Armeekorps unter Marschall Davoust, von Sachsen aus im Zuge nach Berlin.

Ich übersetzte diese Aussage meinen anwesenden Generälen.

Karl der Große, entzückt über den ersten Sieg seines Heeres, rieb sich beständig die Hände, und sagte: „Wetter! also operiere ich doch wirklich der französischen Armee im Rücken!"

Zweites Treffen, und dessen Folgen.

Was mich bei meiner denkwürdigen Waffentat am meisten freute, war die Überzeugung, daß durch dieselbe keiner meiner Nächsten das Leben, nicht einmal einen Tropfen Bluts verloren hatte. Freilich war dies nicht mein Verdienst.

Als der Morgen graute, standen wir schon zum Aufbruch fertig. Es war sehr kalt; aber unser Imperator meinte, wir würden einen heißen Tag erleben. Die Bauern erzählten, daß ringsum alle Dörfer von feindlichen Truppen wimmelten. Im Kriegsrat ward beschlossen, auf Holzwegen durch die Wälder zu defilieren. An Wegweisern fehlte es uns nicht.

Kaum aber hatten wir das Dorf verlassen, so sahen wir vor uns in der Ebene von verschiedenen Seiten her französische Truppen in schnurgerader Richtung gegen uns anrücken, selbst vom Walde, der uns aufnehmen sollte.

Der Leutnant-General ließ sich nicht aus der Fassung bringen. Mit stoischer Ruhe stellte er sein Heer in Schlachtordnung.

„Kameraden," sprach er, „vergeßt heute nicht, daß ihr Preußen seid. Wir haben keine Fahne, aber seht auf den weißen Federbusch meines Hutes, er wird euch überall auf dem Weg des Ruhms vorschweben."

Dieser Gedanke mahnte mich an Heinrich IV., der einmal unter minder mißlichen Umständen ein Ähnliches sagte.

„Können wir gegen die Übermacht nicht siegen, so können wir doch auch nie besiegt werden!" fuhr er fort: „Das Schlimmste, was uns begegnen kann, ist, daß wir heute mit Ziethen, Schwe-

rin, Winterfeld und Friedrich dem Großen zu Nacht essen, statt in einem elenden märkischen Dorf."

Kräftiger hätte Leonidas nicht zu seinen dem Tode fürs Vaterland geweihten Spartanern bei den Thermopylen gesprochen, als hier mein Karl der Große, welcher den lacedämonischen König, vielleicht ohne es zu wissen, sehr glücklich parodierte.

Unsere Truppen schienen inzwischen den irdischen Speck, die Klöße und Rüben der Mark den Gastmählern im Elysium bescheiden vorzuziehen.

Es war ein schauerliches Schauspiel, die einzelnen französischen Kolonnen langsam über die Stoppelfelder heranrücken zu sehen. Von Zeit zu Zeit hörte man das Getöse ihrer Trommeln von ferne.

Ich saß sehr verlegen auf meinem Rosse unweit eines Nußbaums, am rechten Flügel der Armee; alle Glieder bebten mir vor Frost, während unsere vier Trompeter einen wahren Teufelslärm machten.

Zum letzenmale vor Eröffnung des Blutbades kam Karl der Große zu mir hergesprengt. „Herr General-Adjutant, heute ist der Tag, wo sich Ihr Genie auszeichnen wird!" sagte er: „Aber ich bitte Sie um Gottes willen, überlassen Sie sich nicht dem Ungestüm Ihres Mutes allzusehr. Bleiben Sie immer besonnen. Falle ich im Treffen, so übernehmen Sie das Kommando. Der Feind ist zu stark. Werden wir geworfen, so ziehen wir ins Dorf hinter uns, und verteidigen uns bis auf den letzten Mann auf dem Kirchhof."

Damit sprengte er davon und überließ mich Unglückseligen dem Ungestüm meines Mutes.

Jetzt fiel ein Kanonenschuß. Mein Roß fing an, die Unruhe seines Herrn zu teilen. Ich konnte mich nicht enthalten, gelegentlich den Kopf umzudrehen, um mich zu überzeugen, ob auch der Weg ins Dorf noch sichtbar sei.

Darauf begannen die Feinde ihr kleines Gewehrfeuer. Einzelne Kavallerie sprengte gegen unsern Flügel an. Da schrie ich, gleich einem Besessenen: „Feuer! gebt Feuer! schießt!“ — drückte den Hut in die Augen, und dachte: Helf euch Gott! — fort wollte ich, ins Dorf. Aber ehe ich die hartmäulige Bestie unter mir umdrehen konnte, gaben neben mir meine gehorsamen Soldaten Feuer. Darüber erschrak mein Gaul nicht weniger als ich. Er flog mit mir unter dem Nußbaum erst hoch in die Luft und dann hinaus ins Freie. Ein paar französische Chasseurs zu Pferde schossen auf mich. Da sie mich aber nicht fallen sahen, vielmehr sahen, wie ich mit geschwungenem Säbel (ich hatte zwar den Säbel in der Hand, hielt aber mit der gleichen Hand den Hut am Kopf fest, was mir ein martialisches Aussehen geben mochte), wie ich mit Wetterschnelle auf sie losflog, drehten sie um, und jagten davon.

Mein edles Tier (umsonst waren Zaum und Gebiß) hatte den Kopf zwischen die Beine gelegt, und setzte, wie rasend, den Feinden nach. Ich fluchte, ich weinte, ich schrie: „Halt! Brr! halt!“ — Nichts; im Galopp, in gestrecktem Galopp riß es mich fort. Die Chasseurs ereilten einen schmalen Fahrweg zwischen Zäunen; mein höllisches Streitroß wählte die gleiche Straße. Die Feinde, die nun keine Schwenkung machen konnten, überfiel wahrscheinlich ein Grausen, da ich ihnen, wenngleich wider meinen Willen, fast im Nacken war. Sie spornten ihre müden Gäule noch mehr, und meine verhexte Rosinante, die mutig mit mir durchging, verdoppelte ihre Sprünge.

Die flüchtigen Chasseurs hielten mich vermutlich für einen Teufelskerl, der darauf geschworen habe, ihnen das Blut abzuzapfen. Denn sie sahen sich von Zeit zu Zeit nach mir mit Gebärden voller Entsetzen um. Ach, die guten Herren! hätten sie nur gewußt, wie mir bei dem Siege zu Mute war.

Und immer weiter, hopp, hopp, hopp,
Ging's fort im sausenden Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben.

Als wir um die Ecke eines Kiefernwaldes bogen, kamen wir auf eine geräumige Fläche, wo von französischer Seite ein Lager aufgeschlagen war. Hier verlor ich den Steigbügel von den Füßen — meine Flüchtlinge zerstreuten sich — einige Soldaten im Lager legten auf mich an und schossen. Meine Bestie tat einen Satz seitwärts, und ich fiel wie ein Sack herab auf den Boden.

Adieu, Leben! gute Nacht, falsche Welt! seufzte ich; denn ich, so gut wie die Soldaten glaubten, ich sei tot. Die Kerle sprangen lachend zu mir. Auch die Flüchtlinge kamen zu mir heran. Ich stand zitternd auf. Man forderte mir den Degen ab. Ich übergab ihn. Die Infanteristen wollten mich plündern. Die Chasseurs aber nahmen mich in Schutz und schworen, ich sei ein Mann von Ehre und Mut. Ein so unverdientes Lob vom Feinde selbst freute mich gar sehr; noch mehr aber, daß ich nirgends eine Wunde an mir fühlte.

Jetzt war ich Kriegsgefangener. Man führte mich zu einem einzelnen Bauernhaus; unterwegs büßte ich meine Uhr und meinen Geldbeutel ein.

Ein Oberst, der nebst mehreren Offizieren in dem Bauernhause am Frühstück saß, fragte mich, nachdem man ihm die Geschichte meiner Gefangennahme, und wie ich die Chasseurs bis ins Lager verfolgt habe, erzählt hatte, nach meinem Rang. — Was sollte ich antworten? Designierter Pfarrer? Maître ès arts? Docteur en philosophie? — Die Herren hätten mich für wahnsinnig gehalten.

Karl der Große hatte mich zu seinem Generaladjutanten erhoben. Also antwortete ich dem Frager ohne Bedenken: Adju-

tant-général. — Kleider machen Leute; aber Titel auch. Ich mußte mich sogleich mit zum Frühstück niedersetzen — kalten Braten, Malaga, Liqueur. Der humane Oberst sagte mir einige Worte des Trostes wegen meiner Gefangenschaft: „Das ist der Wechsel des Kriegsglücks. Vor fünfzig Jahren hatten die Preußen Friedrich den Großen, wir ein Roßbach; jetzt haben wir Napoleon den Großen, Sie ein Jena."

Eine sonderbare Reise.

(Aus Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts".)

I.

Wir fuhren nun über Berg und Tal, Tag und Nacht, immer fort. Ich hatte gar nicht Zeit, mich zu besinnen; denn wo wir hinkamen, standen die Pferde angeschirrt, ich konnte mit den Leuten nicht sprechen, mein Remonstrieren half also nichts; oft, wenn ich im Wirtshause eben beim besten Essen war, blies der Postillon, ich mußte Messer und Gabel wegwerfen und wieder in den Wagen springen, und wußte doch eigentlich gar nicht, wohin und weswegen ich mit so großer Geschwindigkeit fortreisen sollte.

Sonst war die Lebensart gar nicht so übel. Ich legte mich, wie auf einem Kanapee, bald in die eine, bald in die andere Ecke des Wagens, und lernte Menschen und Länder kennen, und wenn wir durch Städte fuhren, lehnte ich mich auf beide Arme zum Wagenfenster hinaus und dankte den Leuten, die höflich vor mir den Hut abnahmen, oder ich grüßte die Mädchen an den Fenstern wie ein alter Bekannter, die sich dann immer sehr verwunderten und mir noch lange neugierig nachguckten.

Aber zuletzt erschrak ich sehr. Ich hatte das Geld in dem gefundenen Beutel niemals gezählt, den Postmeistern und Gastwir-

ten mußte ich überall viel bezahlen, und ehe ich mich's versah, war der Beutel leer. Anfangs nahm ich mir vor, sobald wir durch einen einsamen Wald führen, schnell aus dem Wagen zu springen und zu entlaufen. Dann aber tat es mir wieder leid, den schönen Wagen so allein zu lassen, mit dem ich gerne noch bis ans Ende der Welt fortgefahren wäre.

Nun saß ich eben voller Gedanken und wußte nicht wo aus noch ein, als es auf einmal seitwärts von der Landstraße abging. Ich schrie zum Wagen heraus auf den Postillon: wohin er denn fahre? Aber, ich mochte sprechen was ich wollte, der Kerl sagte immer bloß: „Si, si, signore!“ und fuhr immer über Stock und Stein, daß ich aus einer Ecke des Wagens in die andere flog.

Das wollte mir gar nicht in den Sinn, denn die Landstraße lief gerade durch eine prächtige Landschaft auf die untergehende Sonne zu, wie in ein Meer von Glanz und Funken. Von der Seite aber, wohin wir uns gewendet hatten, lag ein wüstes Gebirge vor uns mit grauen Schluchten, zwischen denen es schon lange dunkel geworden war. — Je weiter wir fuhren, je wilder und einsamer wurde die Gegend. Endlich kam der Mond hinter den Wolken hervor, und schien auf einmal so hell zwischen die Bäume und Felsen herein, daß es ordentlich grausich anzusehen war. Wir konnten nur langsam fahren in den engen steinigen Schluchten, und das einförmige, ewige Gerassel des Wagens schallte an den Steinwänden weit in die stille Nacht, als führen wir in ein großes Grabgewölbe hinein. Nur von vielen Wasserfällen, die man aber nicht sehen konnte, war ein unaufhörliches Rauschen tiefer im Walde, und die Käuzchen riefen aus der Ferne immerfort: „Komm mit, komm mit!“ — Dabei kam es mir vor, als wenn der Kutscher, der, wie ich jetzt erst sah, gar keine Uniform hatte und kein Postillon war, sich einigemal unruhig umsähe und schneller zu fahren anfing, und wie ich mich rechts zum Wagen

hinauslegte, kam plötzlich ein Reiter aus dem Gebüsch hervor, sprengte dicht vor unseren Pferden quer über den Weg, und verlor sich sogleich wieder auf der andern Seite im Walde. Ich war ganz verwirrt, denn, so viel ich bei dem hellen Mondschein erkennen konnte, war es dasselbe bucklige Männlein auf seinem Schimmel, das in dem Wirtshause mit der Adlernase nach mir gehackt hatte. Der Kutscher schüttelte den Kopf und lachte laut auf über die närrische Reiterei, wandte sich aber dann rasch zu mir um, sprach sehr viel und sehr eifrig, wovon ich leider nichts verstand, und fuhr dann noch rascher fort.

II.

Ich aber war froh, als ich bald darauf von fern ein Licht schimmern sah. Es fanden sich nach und nach noch mehrere Lichter, sie wurden immer größer und heller, und endlich kamen wir an einigen verräucherten Hütten vorüber, die wie Schwalbennester an dem Felsen hingen. Da die Nacht warm war, so standen die Türen offen, und ich konnte darin die hell erleuchteten Stuben und allerlei lumpiges Gesindel sehen, das wie dunkle Schatten um das Herdfeuer herumhockte. Wir aber rasselten durch die stille Nacht einen Steinweg hinan, der sich auf einen hohen Berg hinaufzog. Bald überdeckten hohe Bäume und herabhängende Sträucher den ganzen Hohlweg, bald konnte man auf einmal wieder das ganze Firmament, und in der Tiefe die weite stille Runde von Bergen, Wäldern und Tälern übersehen. Auf dem Gipfel des Berges stand ein großes altes Schloß mit vielen Türmen im hellsten Mondschein. — „Nun Gott befohlen!“ rief ich aus, und war innerlich ganz munter geworden vor Erwartung, wohin sie mich da am Ende noch bringen würden.

Es dauerte wohl noch eine gute halbe Stunde, ehe wir endlich auf dem Berge am Schloßtore ankamen. Das ging in einen

breiten, runden Turm hinein, der oben schon ganz verfallen war. Der Kutscher knallte dreimal, daß es weit in dem alten Schlosse widerhallte, worauf ein Schwarm von Dohlen ganz erschrocken plötzlich aus allen Luken und Ritzen herausfuhr und mit großem Geschrei die Luft durchkreuzte. Darauf rollte der Wagen in den langen, dunklen Torweg hinein. Die Pferde gaben mit ihren Hufeisen Feuer auf dem Steinpflaster, ein großer Hund bellte, der Wagen donnerte zwischen den gewölbten Wänden. Die Dohlen schrieen noch immer dazwischen — so kamen wir mit einem entsetzlichen Spektakel in den engen, gepflasterten Schloßhof.

Eine kuriose Station! dachte ich bei mir, als nun der Wagen still stand. Da wurde die Wagentür von draußen aufgemacht, und ein alter langer Mann mit einer kleinen Laterne sah mich unter seinen dicken Augenbrauen grämlich an. Er faßte mich dann unter den Arm und half mir, wie einem großen Herrn, aus dem Wagen heraus. Draußen vor der Haustür stand eine alte, sehr häßliche Frau in schwarzem Kamisol und Rock, mit einer weißen Schürze und schwarzen Haube. Sie hatte an der Hüfte einen großen Bund Schlüssel hängen und hielt in der Hand einen altmodischen Armleuchter mit zwei brennenden Wachskerzen. Sobald sie mich erblickte, fing sie an, tiefe Knixe zu machen und sprach und frug sehr viel durcheinander. Ich verstand aber nichts davon und machte immerfort Kratzfüße vor ihr, und es war mir eigentlich recht unheimlich zu Mute.

III.

Der alte Mann hatte unterdes mit seiner Laterne den Wagen von allen Seiten beleuchtet und brummte und schüttelte den Kopf, als er nirgend einen Koffer oder Bagage fand. Der Kutscher fuhr darauf, ohne Trinkgeld von mir zu fordern, den Wagen in einen alten Schuppen, der auf der Seite des Hofes schon offen stand.

Die alte Frau aber bat mich sehr höflich durch allerlei Zeichen, ihr zu folgen. Sie führte mich mit ihren Wachskerzen durch einen langen schmalen Gang, und dann eine kleine steinerne Treppe hinauf. Als wir an der Küche vorbeigingen, streckten ein paar junge Mägde neugierig die Köpfe durch die halbgeöffnete Tür und guckten mich so starr an, und winkten und nickten einander heimlich zu, als wenn sie in ihrem Leben noch kein Mannsbild gesehen hätten. Die Alte machte endlich oben eine Tür auf, da wurde ich anfangs ganz verblüfft. Denn es war ein großes, schönes, herrschaftliches Zimmer mit goldenen Verzierungen an der Decke, und an den Wänden hingen prächtige Tapeten mit allerlei Figuren und großen Blumen. In der Mitte stand ein gedeckter Tisch mit Braten, Kuchen, Salat, Obst, Wein und Konfekt, daß einem recht das Herz im Leibe lachte. Zwischen den beiden Fenstern hing ein ungeheurer Spiegel, der vom Boden bis zur Decke reichte.

Ich muß sagen, das gefiel mir recht wohl. Ich streckte mich ein paarmal und ging mit langen Schritten vornehm im Zimmer auf und ab. Dann konnt' ich aber doch nicht widerstehen, mich einmal in einem so großen Spiegel zu besehen. Das ist wahr, die neuen Kleider vom Herrn Leonhard standen mir recht schön, auch hatte ich in Italien so ein gewisses feuriges Auge bekommen, sonst aber war ich gerade noch so ein Milchbart, wie ich zu Hause gewesen war, nur auf der Oberlippe zeigten sich erst ein paar Flaumfedern.

Die alte Frau mahlte indes in einem fort mit ihrem zahnlosen Munde, daß es nicht anders aussah, als wenn sie an der langen herunterhängenden Nasenspitze kaute. Dann nötigte sie mich zum Sitzen, streichelte mir mit ihren dünnen Fingern das Kinn, nannte mich poverino! wobei sie mich aus den roten Augen so schelmisch ansah, daß sich ihr der eine Mundwinkel bis an die halbe Wange in die Höhe zog, und ging endlich mit einem tiefen Knix zur Tür hinaus.

Ich aber setzte mich zu dem gedeckten Tisch, während eine junge hübsche Magd hereintrat, um mich bei der Tafel zu bedienen. Ich knüpfte allerlei galanten Diskurs mit ihr an, sie verstand mich aber nicht, sondern sah mich immer ganz kurios von der Seite an, weil mir's so gut schmeckte, denn das Essen war delikat. Als ich satt war und wieder aufstand, nahm die Magd ein Licht von der Tafel und führte mich in ein anderes Zimmer. Da war ein Sofa, ein kleiner Spiegel und ein prächtiges Bett mit grün-seidenen Vorhängen. Ich frug sie mit Zeichen, ob ich mich da hineinlegen sollte. Sie nickte „Ja," ging in die Tafelstube und machte die Tür hinter sich zu.

Ich hatte nun immer Angst vor dem Postillon, daß er gleich wieder zu blasen anfangen würde. Ich horchte am Fenster, aber es war alles still draußen. Laß ihn blasen! dachte ich, zog mich aus und legte mich in das prächtige Bett. Das war nicht anders, als wenn man in Milch und Honig schwämme! Vor den Fenstern rauschte die alte Linde im Hofe, zuweilen fuhr noch eine Dohle plötzlich vom Dache auf, bis ich endlich voll Vergnügen einschlief.

L'Arrabbiata.

(Novelle von Paul Heyse. — Auszug.)

1. Trotz.

Die Wirtin brachte eine zweite Flasche des echten unverfälschten Capri, als der Uferrand zur Linken knisterte und Laurella des Weges von Anacapri daherkam. Sie grüßte flüchtig mit dem Kopf und stand unschlüssig still.

Antonino sprang auf. „Ich muß fort," sagte er. „'s ist ein Mädchen aus Sorrent, das heut früh mit dem Signor Curato kam und auf die Nacht wieder zu ihrer kranken Mutter will."

„Nun, nun, 's ist noch lang bis Nacht," sagte der Fischer. „Sie wird doch Zeit haben, ein Glas Wein zu trinken. Hola, Frau, bring noch ein Glas."

„Ich danke, ich trinke nicht," sagte Laurella und blieb in einiger Entfernung.

„Schenk nur ein, Frau, schenk ein! Sie läßt sich nötigen."

„Laßt sie," sagte der Bursch. „Sie hat einen harten Kopf; was sie einmal nicht will, das redet ihr kein Heiliger ein." — Und damit nahm er eilfertig Abschied, lief nach der Barke hinunter, löste das Seil und stand nun in Erwartung des Mädchens. Die grüßte noch einmal nach den Wirten der Schenke zurück und ging dann mit zaudernden Schritten der Barke zu. Sie sah sich vorher nach allen Seiten um, als erwarte sie, daß sich noch andere Gesellschaft einfinden würde. Die Marine aber war menschenleer; die Fischer schliefen oder fuhren im Meer mit Angeln und Netzen, wenige Frauen und Kinder saßen unter den Türen, schlafend oder spinnend, und die Fremden, die am Morgen herübergefahren, warteten die kühlere Tageszeit zur Rückfahrt ab. Sie konnte sich nicht lange umschauen, denn ehe sie es wehren konnte, hatte Antonino sie in die Arme genommen und trug sie wie ein Kind in den Nachen. Dann sprang er nach und mit wenigen Ruderschlägen waren sie schon im offnen Meer.

Sie hatte sich vorn in den Kahn gesetzt und ihm halb den Rücken zugedreht, so daß er sie nur von der Seite sehen konnte. Ihre Züge waren jetzt noch ernsthafter als gewöhnlich. Über die kurze Stirn hing das Haar tief herein, um den feinen Nasenflügel zitterte ein eigensinniger Zug, der volle Mund war fest geschlossen. — Als sie eine Zeitlang so stillschweigend über Meer gefahren waren, empfand sie den Sonnenbrand, nahm das Brot aus dem Tuch und schlang dieses über die Flechte. Dann fing sie an von dem Brot zu essen und ihr Mittagsmahl zu halten; denn sie hatte auf Capri nichts genossen.

Antonino sah das nicht lange mit an. Er holte aus einem der Körbe, der am Morgen mit Orangen gefüllt gewesen, zwei hervor und sagte: „Da hast du was zu deinem Brot, Laurella. Glaub nicht, daß ich sie für dich zurückbehalten habe. Sie sind aus dem Korb in den Kahn gerollt, und ich fand sie, als ich die leeren Körbe wieder in die Barke setzte."

„Iß du sie doch. Ich hab' an meinem Brote genug."

„Sie sind erfrischend in der Hitze, und du bist weit gelaufen."

„Sie gaben mir oben ein Glas Wasser, das hat mich schon erfrischt."

„Wie du willst," sagte er, und ließ sie wieder in den Korb fallen.

Neues Stillschweigen. Das Meer war spiegelglatt und rauschte kaum um den Kiel. Auch die weißen Seevögel, die in den Uferhöhlen nisten, zogen lautlos auf ihren Raub.

„Du könntest die zwei Orangen deiner Mutter bringen," fing Antonino wieder an.

„Wir haben noch welche zu Haus, und wenn sie zu Ende sind, geh' ich und kaufe neue."

„Bringe sie ihr nur, und ein Kompliment von mir."

„Sie kennt dich ja nicht."

„So könntest du ihr sagen, wer ich bin."

„Ich kenne dich auch nicht." —

Es war nicht das erste Mal, daß sie ihn so verleugnete. Vor einem Jahr, als ein neapolitanischer Maler eben nach Sorrent gekommen war, traf sich's an einem Sonntage, daß Antonino mit andern jungen Burschen aus dem Ort auf einem freien Platz neben der Hauptstraße Boccia spielte. Dort begegnete der Maler zuerst Laurella, die, einen Wasserkrug auf dem Kopfe tragend, ohne sein zu achten vorüberschritt. Der Neapolitaner von dem Anblick betroffen, stand und sah ihr nach, obwohl er sich mitten in der Bahn des Spieles befand und mit zwei Schritten sie hätte

räumen können. Eine unsanfte Kugel, die ihm gegen das Fußgelenk fuhr, mußte ihn daran erinnern, daß hier der Ort nicht sei, sich in Gedanken zu verlieren. Er sah sich um, als erwarte er eine Entschuldigung. Der junge Schiffer, der den Wurf getan hatte, stand schweigend und trotzig inmitten seiner Freunde, so daß der Fremde es für geraten fand, einen Wortwechsel zu vermeiden und zu gehen. Doch hatte man von dem Handel gesprochen, und sprach von neuem davon, als der Maler sich offen um Laurella bewarb. Ich kenne ihn nicht, sagte diese unwillig, als der Maler sie fragte, ob sie ihn jenes unhöflichen Burschen wegen ausschlüge. Und doch war auch ihr jenes Gerede zu Ohren gekommen. Seitdem, wenn ihr Antonino begegnete, hatte sie ihn doch wohl wiedererkannt.

2. Streit.

Und nun saßen sie im Kahn wie die bittersten Feinde, und beiden klopfte das Herz heftig. Das sonst gutmütige Gesicht Antoninos war zornig gerötet; er schlug in die Wellen, daß der Schaum ihn überspritzte, und seine Lippen zitterten zuweilen, als spräche er böse Worte. Sie tat, als bemerke sie es nicht, und machte ihr unbefangenstes Gesicht, neigte sich über den Bord des Nachens und ließ die Flut durch ihre Finger gleiten. Dann band sie ihr Tuch wieder ab und ordnete ihr Haar, als sei sie ganz allein im Kahn. Nur die Augenbrauen zuckten noch, und umsonst hielt sie die nassen Hände gegen ihre brennenden Wangen, um sie zu kühlen.

Nun waren sie mitten auf dem Meer, und nah und fern ließ sich kein Segel blicken. Die Insel war zurückgeblieben, die Küste lag im Sonnenduft weitab, nicht einmal eine Möve durchflog die tiefe Einsamkeit. Antonino sah um sich her. Ein Gedanke schien zu ihm aufzusteigen. Die Röte wich plötzlich von seinen Wangen,

und er ließ die Ruder sinken. Unwillkürlich sah Laurella sich nach ihm um, gespannt, aber furchtlos.

„Ich muß ein Ende machen," brach der Bursch heraus. „Es dauert mir schon zu lange und wundert mich schier, daß ich nicht drüber zu Grunde gegangen bin. Du kennst mich nicht, sagst du? Hast du nicht lange genug mitangesehen, wie ich bei dir vorüberging als ein Unsinniger und hatte das ganze Herz voll, dir zu sagen? Dann machtest du deinen bösen Mund und drehtest mir den Rücken."

„Was hatt' ich mit dir zu reden?" sagte sie kurz. „Ich habe wohl gesehen, daß du mit mir anbinden wolltest. Ich wollt' aber nicht in der Leute Mäuler kommen um nichts und wieder nichts. Denn zum Manne nehmen mag ich dich nicht, dich nicht und keinen."

„Und keinen? So wirst du nicht immer sagen. Weil du den Maler weggeschickt hast? Pah! Du warst noch ein Kind damals. Es wird dir schon einmal einsam werden, und dann, toll wie du bist, nimmst du den ersten besten."

„Es weiß keiner seine Zukunft. Kann sein, daß ich noch meinen Sinn ändere. Was geht's dich an?"

„Was es mich angeht?" fuhr er auf und sprang von der Ruderbank empor, daß der Kahn schaukelte. „Was es mich angeht? Und so kannst du noch fragen, nachdem du weißt, wie es um mich steht? Müsse der elend umkommen, dem je besser von dir begegnet würde als mir!"

„Hab' ich mich dir je versprochen? Kann ich dafür, wenn dein Kopf unsinnig ist? Was hast du für ein Recht auf mich?"

„O," rief er aus, „es steht freilich nicht geschrieben, es hat's kein Advokat in Latein abgefaßt und versiegelt; aber das weiß ich, daß ich so viel Recht auf dich habe, wie in den Himmel zu kommen, wenn ich ein braver Kerl gewesen bin. Meinst du, daß

ich mitansehen will, wenn du mit einem andern in die Kirche gehst, und die Mädchen gehen an mir vorüber und zucken die Achseln. Soll ich mir den Schimpf antun lassen?"

„Tu was du willst. Ich lasse mir nicht bange machen so viel du auch drohst. Ich will auch tun was ich will."

„Du wirst nicht lange so sprechen," sagte er und bebte über den ganzen Leib. „Ich bin Manns genug, daß ich mir das Leben nicht länger von solch einem Trotzkopf verderben lasse. Weißt du, daß du hier in meiner Macht bist und tun mußt, was ich will?"

Sie fuhr leicht zusammen und blitzte ihn mit den Augen an.

„Bringe mich um, wenn du's wagst," sagte sie langsam.

„Man muß nichts halb tun," sagte er, und seine Stimme klang heiser. „'s ist Platz für uns beide im Meer. Ich kann dir nicht helfen, Kind" — und er sprach fast mitleidig, wie aus dem Traum — „aber wir müssen hinunter, alle beide, auf einmal, und jetzt!" schrie er überlaut und faßte sie plötzlich mit beiden Armen an. Aber im Augenblick zog er die rechte Hand zurück, das Blut quoll hervor, sie hatte ihn heftig hineingebissen.

„Muß ich tun, was du willst?" rief sie und stieß ihn mit einer raschen Wendung von sich. „Laß sehen, ob ich in deiner Macht bin!" — Damit sprang sie über den Bord des Kahnes und verschwand einen Augenblick in der Tiefe.

3. Rettung.

Sie kam gleich wieder herauf; ihr Röckchen umschloß sie fest, ihre Haare waren von den Wellen aufgelöst und hingen schwer über den Hals nieder, mit den Armen ruderte sie emsig und schwamm, ohne einen Laut von sich zu geben, kräftig von der Barke weg nach der Küste zu. Der jähe Schreck schien ihm die Sinne gelähmt zu haben. Er stand im Kahn, vorgebeugt, die

Blicke starr nach ihr hingerichtet, als begebe sich ein Wunder vor seinen Augen. Dann schüttelte er sich, stürzte nach den Rudern, und fuhr ihr mit aller Kraft, die er aufzubieten hatte, nach, während der Boden seines Kahnes von dem immerzu strömenden Blute rot wurde.

Im Nu war er an ihrer Seite, so hastig sie schwamm. „Bei Maria Santissima!“ rief er, „komm in den Kahn. Ich bin ein Toller gewesen; Gott weiß, was mir die Vernunft benebelte. Wie ein Blitz vom Himmel fuhr mir's ins Hirn, daß ich ganz aufbrannte und wußte nicht, was ich tat und redete. Du sollst mir nicht vergeben, Laurella, nur dein Leben retten und wieder einsteigen.“

Sie schwamm fort, als habe sie nichts gehört.

„Du kannst nicht bis ans Land kommen, es sind noch zwei Meilen. Denk' an deine Mutter. Wenn dir ein Unglück begegnete, sie stürbe vor Entsetzen.“

Sie maß mit einem Blick die Entfernung von der Küste. Dann, ohne zu antworten, schwamm sie an die Barke heran und faßte den Bord mit den Händen. Er stand auf, ihr zu helfen; seine Jacke, die auf der Bank gelegen, glitt ins Meer, als der Nachen von der Last des Mädchens nach der einen Seite hinübergezogen wurde. Gewandt schwang sie sich empor und erklomm ihren früheren Sitz. Als er sie geborgen sah, griff er wieder zu den Rudern. Sie aber wand ihr triefendes Röckchen aus und rang das Wasser aus den Flechten. Dabei sah sie auf den Boden der Barke und bemerkte jetzt das Blut. Sie warf einen raschen Blick nach der Hand, die, als sei sie unverwundet, das Ruder führte. „Da!“ sagte sie und reichte ihm ihr Tuch. Er schüttelte den Kopf und ruderte vorwärts. Sie stand endlich auf, trat zu ihm und band ihm das Tuch fest um die tiefe Wunde. Darauf nahm sie ihm, so viel er auch abwehrte, das eine Ruder aus der

Hand und setzte sich ihm gegenüber, doch ohne ihn anzusehen, fest auf das Ruder blickend, das vom Blut gerötet war, und mit kräftigen Stößen die Barke forttreibend. Sie waren beide blaß und still. Als sie näher ans Land kamen, begegneten ihnen Fischer, die ihre Netze auf die Nacht auswerfen wollten. Sie riefen Antonino an und neckten Laurella. Keins sah auf oder erwiderte ein Wort.

Die Sonne stand noch ziemlich hoch über Procida, als sie die Marine erreichten. Laurella schüttelte ihr Röckchen, das fast völlig überm Meer getrocknet war, und sprang ans Land. Die alte spinnende Frau, die sie schon am Morgen hatte abfahren sehen, stand wieder auf dem Dach. „Was hast du an der Hand, Tonino?“ rief sie hinunter. „Jesus Christus, die Barke schwimmt ja in Blut!“

„'s ist nichts, Mütterchen,“ erwiderte der Bursch. „Ich riß mich an einem Nagel, der zu weit vorsah. Morgen ist's vorbei. Das verwünschte Blut ist nur gleich bei der Hand, daß es gefährlicher aussieht, als es ist.“

„Ich will kommen und dir Kräuter auflegen, lieber Junge. Wart', ich komme schon!“

„Bemüht Euch nicht. Ist schon alles geschehen und morgen wird's vorbei sein und vergessen. Ich habe eine gesunde Haut, die gleich wieder über jede Wunde zuwächst.“

„Addio!“ sagte Laurella und wandte sich nach dem Pfad, der hinaufführt.

„Gute Nacht!“ rief ihr der Bursch nach, ohne sie anzusehen. Dann trug er das Gerät aus dem Schiff und die Körbe dazu, und stieg die kleine Steintreppe zu seiner Hütte hinauf.

4. Reue.

Es war keiner außer ihm in den zwei Kammern, durch die er nun hin und her ging. In den offenen Fensterchen, die nur mit hölzernen Läden verschlossen werden, strich die Luft etwas erfrischender herein, als über das ruhige Meer, und in der Einsamkeit war ihm wohl. Er stand auch lange vor dem kleinen Bilde der Mutter Gottes und sah die aus Silberpapier daraufgeklebte Sternenglorie andächtig an. Doch zu beten fiel ihm nicht ein. Um was hätte er bitten sollen, da er nichts mehr hoffte.

Und der Tag schien heute still zu stehn. Er sehnte sich nach der Dunkelheit, denn er war müde, und der Blutverlust hatte ihn auch mehr angegriffen, als er sich gestand. Er fühlte heftige Schmerzen an der Hand, setzte sich auf einen Schemel und löste den Verband. Das zurückgedrängte Blut schoß wieder hervor, und die Hand war stark um die Wunde angeschwollen. Er wusch sie sorgfältig und kühlte sie lange. Als er sie wieder vorzog, unterschied er deutlich die Spur von Laurellas Zähnen. „Sie hatte recht," sagte er. „Eine Bestie war ich und verdien' es nicht besser. Ich will ihr morgen ihr Tuch durch den Giuseppe zurückschicken. Denn mich soll sie nicht wiedersehen." — Und nun wusch er das Tuch sorgfältig und breitete es in der Sonne aus, nachdem er sich die Hand wieder verbunden hatte, so gut er's mit der linken und den Zähnen konnte. Dann warf er sich auf sein Bett und schloß die Augen.

Der helle Mond weckte ihn aus einem halben Schlaf, zugleich der Schmerz in der Hand. Er sprang eben wieder auf, um die pochenden Schläge des Blutes in Wasser zu beruhigen, als er ein Geräusch an seiner Tür hörte. „Wer ist da?" rief er und öffnete. Laurella stand vor ihm.

Ohne viel zu fragen trat sie ein. Sie warf das Tuch ab, das

sie über den Kopf geschlungen hatte, und stellte ein Körbchen auf den Tisch. Dann schöpfte sie tief Atem.

„Du kommst, dein Tuch zu holen," sagte er; „du hättest dir die Mühe sparen können, denn morgen in der Früh hätte ich Giuseppe gebeten, es dir zu bringen."

„Es ist nicht um das Tuch," erwiderte sie rasch. „Ich bin auf dem Berg gewesen, um dir Kräuter zu holen, die gegen das Bluten sind. Da!" Und sie hob den Deckel vom Körbchen.

„Zu viel Mühe," sagte er, und ohne alle Herbigkeit, „zu viel Mühe. Es geht schon besser, viel besser; und wenn es schlimmer ginge, ging' es auch nach Verdienst. Was willst du hier um die Zeit? Wenn dich einer hier träfe! du weißt, wie sie schwatzen, obwohl sie nicht wissen, was sie sagen."

„Ich kümmere mich um keinen," sprach sie heftig. „Aber die Hand will ich sehen und die Kräuter darauf tun, denn mit der linken bringst du es nicht zu stande."

„Ich sage dir, daß es unnötig ist."

„So laß es mich sehen, damit ich's glaube."

Sie ergriff ohne weiteres die Hand, die sich nicht wehren konnte, und band die Lappen ab. Als sie die starke Geschwulst sah, fuhr sie zusammen und schrie auf: „Jesus Maria!"

„Es ist ein bißchen aufgelaufen," sagte er. „Das geht weg in einem Tag und einer Nacht."

Sie schüttelte den Kopf: „So kannst du eine Woche lang nicht aufs Meer."

„Ich denk' schon übermorgen. Was tut's auch?"

Indessen hatte sie ein Becken geholt und die Wunde von neuem gewaschen, was er litt, wie ein Kind. Dann legte sie die heilsamen Blätter des Krautes darauf, die ihm das Brennen gleich linderten, und verband die Hand mit Streifen Leinwand, die sie auch mitgebracht hatte.

Als es getan war, sagte er: „Ich danke dir. Und höre, wenn du mir noch einen Gefallen tun willst, vergib mir, daß mir heut so eine Tollheit über den Kopf wuchs und vergiß das alles, was ich gesagt und getan habe. Ich weiß selbst nicht, wie es kam. Du hast mir nie Veranlassung dazu gegeben, du wahrhaftig nicht. Und du sollst schon nichts wieder von mir hören, was dich kränken könnte."

„Ich habe dir abzubitten," fiel sie ein. „Ich hätte dir alles anders und besser vorstellen sollen und dich nicht aufbringen durch meine stumme Art. Und nun gar die Wunde —"

„Es war Notwehr und die höchste Zeit, daß ich meiner Sinne wieder mächtig wurde. Und wie gesagt, es hat nichts zu bedeuten. Sprich nicht von Vergeben. Du hast mir wohlgetan, und das danke ich dir. Und nun geh schlafen, und da — da ist auch dein Tuch, daß du's gleich mitnehmen kannst."

5. Versöhnung.

Er reichte es ihr, aber sie stand noch immer und schien mit sich zu kämpfen. Endlich sagte sie: „Du hast auch deine Jacke eingebüßt um meinetwegen, und ich weiß, daß das Geld für die Orangen darin steckte. Es fiel mir alles erst unterwegs ein. Ich kann dir's nicht so wieder ersetzen, denn wir haben es nicht, und wenn wir's hätten, gehörte es der Mutter. Aber da hab' ich das silberne Kreuz, das mir der Maler auf den Tisch legte, als er das letzte Mal bei uns war. Ich hab' es seitdem nicht angesehen und mag es nicht länger im Kasten haben. Wenn du es verkaufst — es ist wohl ein paar Piaster wert, sagte damals die Mutter —, so wäre dir dein Schaden ersetzt, und was fehlen sollte, will ich suchen mit Spinnen zu verdienen, nachts, wenn die Mutter schläft."

„Ich nehme nichts," sagte er kurz und schob das blanke Kreuzchen zurück, das sie aus der Tasche geholt hatte.

„Du mußt's nehmen," sagte sie. „Wer weiß, wie lang du mit dieser Hand nichts verdienen kannst. Da liegt's und ich will's nie wieder sehen mit meinen Augen."

„So wirf es ins Meer."

„Es ist ja kein Geschenk, das ich dir mache; es ist nicht mehr als dein gutes Recht und was dir zukommt."

„Recht? Ich habe kein Recht auf irgend was von dir. Wenn du mir später einmal begegnen solltest, tu mir den Gefallen und sieh mich nicht an, daß ich nicht denke, du erinnerst mich an das, was ich dir schuldig bin. Und nun gute Nacht, und laß es das letzte sein."

Er legte ihr das Tuch in den Korb und das Kreuz dazu und schloß den Deckel darauf. Als er dann aufsah und ihr ins Gesicht, erschrak er. Große schwere Tropfen stürzten ihr über die Wangen. Sie ließ ihnen ihren Lauf.

„Maria Santissima!" rief er, „bist du krank? du zitterst von Kopf bis zu Fuß."

„Es ist nichts," sagte sie. „Ich will heim!" und wankte nach der Tür. Das Weinen übermannte sie, daß sie die Stirn gegen den Pfosten drückte und nun laut und heftig schluchzte. Aber ehe er ihr nach konnte, um sie zurückzuhalten, wandte sie sich plötzlich um und stürzte ihm an den Hals.

„Ich kann's nicht ertragen," schrie sie und preßte ihn an sich, wie sich ein Sterbender ans Leben klammert, „ich kann's nicht hören, daß du mir gute Worte gibst, und mich von dir gehen heißest mit all der Schuld auf dem Gewissen. Schlage mich, tritt mich mit Füßen, verwünsche mich! — oder, wenn es wahr ist, daß du mich lieb hast, noch, nach all dem Bösen, das ich dir getan habe, da nimm mich und behalte mich und mach mit mir was du willst. Aber schick mich nicht so fort von dir!" — Neues heftiges Schluchzen unterbrach sie.

Er hielt sie eine Weile sprachlos in den Armen. „Ob ich dich noch liebe?“ rief er endlich. „Heilige Mutter Gottes! meinst du, es sei all mein Herzblut aus der kleinen Wunde von mir gewichen? Fühlst du's nicht da in meiner Brust hämmern, als wollt' es heraus und zu dir? Wenn du's nur sagst, um mich zu versuchen oder weil du Mitleiden mit mir hast, so geh, und ich will auch das noch vergessen. Du sollst nicht denken, daß du mir's schuldig bist, weil du weißt, was ich um dich leide.“

„Nein,“ sagte sie fest und sah von seiner Schulter auf und ihm mit den nassen Augen heftig ins Gesicht, „ich liebe dich, und daß ich's nur sage, ich hab' es lange gefürchtet und dagegen getrotzt. Und nun will ich anders werden, denn ich kann's nicht mehr aushalten, dich nicht anzusehen, wenn du mir auf der Gasse vorüberkommst. Nun will ich dich auch küssen,“ sagte sie, „daß du dir sagen kannst, wenn du wieder im Zweifel sein solltest: Sie hat mich geküßt, und Laurella küßt keinen, als den sie zum Manne will.“

Sie küßte ihn dreimal und dann machte sie sich los und sagte: „Gute Nacht, mein Liebster! Geh nun schlafen und heile deine Hand, und geh nicht mit mir, denn ich fürchte mich nicht, vor keinem, als nur vor dir.“

Damit huschte sie durch die Tür und verschwand in den Schatten der Mauer. Er aber sah noch lange durchs Fenster, aufs Meer hinaus, über dem alle Sterne zu schwanken schienen.

Der Tausendmarkschein.

(Abgekürzter Auszug aus einer Skizze von Heinrich Seidel.)

1. Idyllisches Leben.

Diesmal wollte ich nun aber wirklich meine Ruhe haben. Ich hatte mir einen ganz kleinen Ostseebadeort in Mecklenburg ausgesucht, einen von denjenigen, welche noch unbekannt sind und also kaum von fremden Gästen besucht werden. Der einzige Fremde außer mir war ein botanisierender Doktor aus Greifswald in Pommern, welchen man fast nie zu sehen bekam, weil er den ganzen Tag in einem benachbarten ausgedehnten Moore hockte, das er für ungemein interessant erklärte. Er wurde stets mit irgend einer Pflanze in der Hand getroffen, und kam er mit jemand ins Gespräch, so bewirtete er ihn mit sehr schön klingenden lateinischen Ausdrücken, wie Utricularia oder Osmunda regalis, und ähnlichen pomphaften lateinischen Pflanzennamen. Außerdem waren da einige Beamte und Lehrer aus kleinen mecklenburgischen Städten, welche sich bei den Bauern eingemietet hatten, um Waldluft und Seebad für ein Billiges zu genießen. An höhere Kultur erinnerte nur eine junge Dame von ungewissem Alter, die überall mit einem Skizzenbuche in der Gegend herumsaß und alte krüpplige Bäume, Backöfen, morsche Zäune, Schweineställe und andere Dinge porträtierte. Füge ich nun die unglaubliche Tatsache hinzu, daß in dem ganzen Orte kein einziges Klavier war, so wird jeder Verständige einsehen, daß ich über die richtige Wahl meines Sommeraufenthaltes zu beneiden war.

Ich wohnte bei dem Krugwirt Krischan Voß und hatte ein kleines Zimmer nach hinten hinaus, mit der Aussicht auf einen Kartoffelacker und dahinter auf eine Scheunenwand. Die Kartoffeln standen in Blüte, und das üppig grüne Kraut war über und über

mit weißen und violetten Sternen bedeckt. Ich kenne keinen Anblick, der mehr geeignet ist, das Gemüt zu beruhigen, als diesen; er vereinigt Nützlichkeit mit Schönheit, und jeden Morgen, wenn ich meinen dünnen Kaffee schlürfte, ließ ich ihn auf mich wirken und trat dann mit harmonisch gestimmter Seele mein Tagewerk an.

2. Gestörtes Glück.

Aber in diesen meinen stillen Frieden kam eine Störung und zwar allein durch den schnöden Mammon, den uralten Unheilstifter. Ich hatte mit Herrn Krischan Voß abgemacht, ihn am Ablauf jeder Woche zu bezahlen zur Vermeidung unliebsamer Irrtümer. Als nun zum ersten Male dieser Termin herankam, fiel mir ein, daß ich außer einem Tausendmarkschein, welchen ich mir am Tage vor meiner Abreise vom Bankier geholt hatte, nur noch wenige Pfennige besaß. Heute kann ich nur über die Naivetät, — um nicht das schöne deutsche, aber ehrenrührige Wort Dummheit zu gebrauchen, — lächeln, mit welcher ich Krischan Voß fragte, ob er mir einen Tausendmarkschein wechseln könne.

Zuerst sah er mich eine Weile sprachlos an, dann sagte er: „Wiesen S' mal her; so'n Ding hew'k noch gornich 'sehn."[1] Er betrachtete die Banknote sorgfältig von vorn und von hinten, hielt sie dann mit gestrecktem Arme weit von sich ab und sagte in einem Tone, gemischt aus Verachtung und Bewunderung: „So'n Lappen Papier, dat sünd dusend Mark. Dat's dull!"[2] Dann rief er laut: „Fru, kam mal rin, kam blos mal rin!"[3] Die Frau mußte nun auch dieses papierene Wunder anstaunen, allein sie tat dies sichtlich mit einem Beigeschmack von Mißtrauen: „Gifft't denn ok so 'ne

---

[1] „Weisen Sie einmal her; so ein Ding hab' ich noch garnicht gesehen. — [2] So ein Lappen Papier, das sind tausend Mark? Das ist toll!" — [3] Frau, komm 'mal 'rein, komm blos 'mal 'rein!

Dinger?"[4] fragte sie. Mit dem Wechseln war es nichts. „Dat kann ik nich, Herr," sagte Krischan Voß, „dat kann hier keiner in de ganze Gegend. Wer hett woll so vel vor Geld up'n Hümpel! Möglich, dat se dat in Rostock känen, wat de groten Koplüd sünd; äwer hier Neee."[5]

Meine Rechnung konnte ich nun allerdings nicht bezahlen, und außerdem wurde ich, wie es mir schien, mit Mißtrauen betrachtet. Ich verwünschte meine Torheit, daß ich nicht Gold mitgenommen hatte, sondern in einem Anfall von Gedankenlosigkeit diesen, mir in einer nur von wenigen bescheidenen Dörfern durchbrochenen Einsamkeit, gänzlich nutzlosen, großen Schein. Mit diesem Stück Geld in der Tasche mußte ich ja entweder betteln oder verhungern in einer solchen Gegend. Außerdem besaß ich nur noch neun Pfennige. Dafür gab es ja nicht einmal ein Glas Bier. Ganz zerknirscht begab ich mich in den Wald, und als ich da in der Einsamkeit zwischen den großen Kiefernstämmen einherwandelte, kam mir das Humoristische meiner Lage zum Bewußtsein, daß ich lachen mußte. Nach einer Weile begegnete mir der Botaniker, welcher vor lauter Glück einen ganz roten Kopf hatte. Er hatte zum ersten Male in seinem Leben eine weiße Spielart des Tausendgüldenkrautes gefunden, und sein Herz jauchzte. „Das ist gewiß sehr interessant," sagte ich, „aber tausend Mark liegen mir augenblicklich mehr am Herzen; können Sie mir die vielleicht wechseln?" Er machte so ein verblüfftes Gesicht, daß ich lachte und weiter ging. In der Dämmerung kam ich wieder in das Dorf zurück, und da fiel es mir auf, daß mich die Leute so sonderbar ansahen und, wenn ich vorüber war, die

---

[4] Gibt's denn auch solche Dinge? — [5] Das kann ich nicht, das kann hier keiner in der ganzen Gegend. Wer hat wohl so viel bares Geld aufgehäuft! Möglich, daß sie das in Rostock können, was die großen Kaufleute sind; aber hier Nein."

Köpfe zusammensteckten. Auch in der Krugwirtschaft, wo ich wohnte, herrschte eine schwüle Stimmung. Die Leute waren so merkwürdig einsilbig und als ich mein Abendbrot verzehrte, studierte Krischan Voß in einem Zeitungsblatte und warf zwischendurch sonderbar prüfende Blicke auf mich. Ich ging früh auf mein Zimmer und überlegte mir die Sache. Offenbar traute man mir nicht und meinem großen Schein. Was sollte ich anfangen, um Geld zu bekommen? Sicher war es, daß ich nach Rostock mußte, um den Tausendmarkschein zu wechseln, aber würde man mich fortlassen? Das war es, was ich sehr bezweifelte. Mir blieb kein anderer Ausweg, ich mußte mich in aller Frühe heimlich davon machen.

3. Flucht.

Mit diesem Entschluß legte ich mich angekleidet auf das Bett, vermochte jedoch nicht zu schlafen, sondern horchte auf alle Geräusche der Nacht und grübelte zwischendurch über meine verdrießliche Lage nach. Kaum ließ sich das erste dämmernde Morgengrauen bemerken, so stieg ich leise aus dem Fenster, schlich mich durch die blühenden Kartoffeln, kletterte über den Zaun, und einen Augenblick später war ich schon im Wald. Die Stadt Rostock war etwa fünf Meilen entfernt; noch vor Mittag konnte ich dort sein, wenn ich mich nicht verirrte oder sonst Zeit verlor. Ich hatte mir den Weg gemerkt, auf welchem ich gekommen war, und schritt eilig vorwärts, während es allmählich hell und heller wurde und die Stimmen des Waldes erwachten; aber für den herrlichen Morgen, welcher jetzt seine ersten Sonnenstrahlen in die Wipfel der Bäume warf, hatte ich keinen Sinn. Für mich galt es nur, die Ribnitz-Rostocker Chaussee zu erreichen; da konnte ich nicht mehr irren, und wenn ich erst in Rostock war, da hatte alle Not ein Ende. Durch meine Papiere konnte ich mich legitimieren; dort war ich in einem Mittelpunkte der Kultur, dort gab es Ban-

ken, dort konnte ich meinen in der Wildnis ganz nutzlosen Tausendmarkschein zum Fließen bringen und in allerlei köstliche Dinge verwandeln. Aber der Wald wollte kein Ende nehmen. Ich hatte endlich die ungemein lange Schneise erreicht, welche gerade auf den Krug „Zur Stadt Rostock“ zuführt, und diese lag schier endlos vor mir, wie ein Weg in die Ewigkeit. Ich hatte in der Nacht nicht geschlafen und am Morgen nichts genossen. Das gibt Hunger, denn was man an Schlaf einbüßt, muß man durch Essen ersetzen. Aber vielleicht bot mir der Wald etwas. Ich fand auch einige Himbeeren in einer Lichtung, gerade genug, um den Hunger erst recht scharf zu machen. Dabei entdeckte ich ein Grasmücken-Nest mit Jungen. Die Alten saßen, jedes mit einem Räupchen im Schnabel, ängstlich zirpend in der Nähe. „Glückliche Tierchen,“ dachte ich, „euch ist der Tisch überall gedeckt, obwohl ihr keinen Pfennig besitzet, und wenn es euch hier nicht gefällt, so schwingt ihr euch mit leichtem Flügel in das schöne Land Italia und weiter. Ich armes beklagenswertes Opfer der Kultur aber, ich muß hungern, obwohl ich die Mittel in der Tasche trage, tausend Menschen zu sättigen.“

4. Entbehrungen.

Ich zog meine Banknote hervor und betrachtete sie mit Abscheu und Verachtung: „Lappen!“ rief ich, so eindringlich ich konnte. Dann ballte ich sie in einem Anfall von Zorn zusammen und schleuderte sie in einen Graben. Als ich auf diese Art meinen gerechten Gefühlen Luft gemacht hatte, suchte ich die Banknote eiligst wieder auf, glättete sie sehr sorgfältig und steckte sie behutsam in meine geheime Brusttasche. Mir ging es wie Robinson, als er auf seiner einsamen Insel den Goldklumpen fand, welcher ihm zu nichts nütze war. An der Chaussee nach Rostock, welche ich nun bald erreichen mußte, lagen die angenehmsten Landkrüge, aber für mich

waren sie zwecklos, denn für meine neun Pfennige gab es nichts, als höchstens einige Schnäpse. Sollte ich meine Hand zum Betteln in den Bauernhäusern ausstrecken? Nein, lieber wollte ich Hunger und Durst ertragen, so lange es anging. Ach, ich malte mir schon aus, wie man meinen verschmachteten Leichnam im Chausseegraben finden würde, und sah den Zeitungsartikel über diesen traurigen Fall deutlich vor Augen: „Erdarbeiter fanden gestern morgen im Chausseegraben die Leiche eines anständig gekleideten Mannes im Alter von etwa dreißig Jahren. Der ärztliche Befund ergab gänzliche Entkräftung durch Hunger als Todesursache, was um so seltsamer erscheint, als man bei der Leiche einen Tausendmarkschein und neun Pfennige in Kupfer vorfand." Endlich erreichte ich den Krug „Zur Stadt Rostock", welcher am Ausgang der Haide verlockend an der Chaussee lag. Es wehte ein Duft von etwas Gebratenem aus ihm hervor. Vorüber! Vorüber!

Nun hatte ich noch reichlich zwei Meilen Chaussee bis nach Rostock und die Julisonne brannte herzhaft. Zum Hunger gesellte sich der Durst, allein was konnte es helfen? Nur immer vorwärts! Noch nie in meinem Leben hatte das idyllische Glück, in einem Landkruge einzukehren, mit so glänzenden Farben mir vor Augen gestanden. Ich sah ihn im Geiste vor mir, den köstlichen mecklenburgischen Landschinken, das duftende Schwarzbrot, die frische Butter süß wie Nußkern, und dazu ein schäumendes Glas Rostocker Bier. Oder herrliches Rühréi mit Speck oder einen Eierkuchen, glänzend, goldig und braun, der üppig über den Rand des Tellers hängt. Ha! — So war ich eine gute Stunde weiter marschiert und war mit seufzendem Herzen auch am Kruge „Zur Stadt Ribnitz" vorübergegangen, als ich mich in der Gegend kurz hinter Häschendorf zufällig umblickte und einen Reiter bemerkte, welcher im Galopp hinter mir herjagte. Sollte man mich verfol-

gen? Möglich war es, ja sogar wahrscheinlich. Flucht war aussichtslos, und so blieb mir nichts übrig, als mit den Gefühlen eines Hasen, der, mit angezogenen Ohren in eine Furche gedrückt, seine Verfolger herannahen hört, weiter zu wandern. Dabei schwenkte ich harmlos zuweilen meinen Wanderschirm und begann, mit bangem Herzen, ein heiteres Lied zu pfeifen. Immer näher hörte ich das Schlagen der Hufe auf dem Sommerwege, dann das Schnaufen des Pferdes, dann ein Klirren, wie von einem Säbel, — und plötzlich sauste ein harmloser Reitknecht an mir vorüber, eine Wolke von Staub hinter sich lassend. Weg war er, und verschwunden war auch mit einem Male die Beklemmung meines Herzens.

5. Am Ziel.

Endlich aber, nach einer achtstündigen Wanderung, kam ich, früher als ich dachte, noch am Vormittag in Rostock an. Einen behäbig aussehenden Bürger fragte ich nach einem Bankgeschäft. „Ja, da gehen Sie zu Konsul Lesenberg," sagte dieser und beschrieb mir das Haus. Aber mein Herz war verzagt, ich ging eine Weile vor der Tür auf und ab und wagte mich nicht herein; denn ich war durch die Ereignisse ganz verschüchtert und erwartete nun neue Verwickelungen von meinem unglückseligen Besitztum. Ich hatte das Gefühl, daß mir eigentlich niemand in der Welt helfen könne hier in diesem traurigen Lande. Endlich faßte ich mir ein Herz und trat entschlossen in das Kontor. Ein junger Mann kam mir entgegen. „Können Sie mir vielleicht einen Tausendmarkschein wechseln?" sagte ich, ohne mit der Stimme zu zittern, und legte meine Banknote auf den Zahltisch. Ich hatte die ganz bestimmte Erwartung, er würde mit den Achseln zucken und „sehr bedauern." Der junge Mann jedoch warf einen flüchtigen Blick auf den Schein, griff dann hinter sich und legte zwei Goldrollen von fünfhundert Mark vor mich hin. Ich nahm dieselben, sagte „Danke schön!"

und verabschiedete mich mit einem ganz unbeschreiblichen Gefühl von Erleichterung. Die ganze Geschichte hatte kaum eine halbe Minute gedauert. Welch ein rosiges Licht lag plötzlich wieder auf allen Dingen dieser Welt, und mit wie elastischen Schritten eilte ich zu Friemann, um bei einem guten schwedischen Frühstück und einer Flasche Rotspohn alle meine Sorgen zu vergessen! Noch desselbigen Tages nahm ich Extrapost und kehrte zum großen Erstaunen der Bewohner von Dannenhagen, welche dergleichen noch nie erlebt hatten, unter dem Schmettern des Posthornes als ein Triumphator zurück.

Seit dieser Zeit nannte man mich hinter meinem Rücken „den reichen Berliner,“ obwohl ich leider diese Bezeichnung nicht im geringsten verdiene, und mein Andenken lebt noch heute in Dannenhagen. Ja, ein Freund, der, nachdem seit damals vierzehn Jahre vergangen sind, dort war, teilte mir einen ganzen Sagenkreis mit, der sich um meine Person und meinen mythischen Reichtum angesetzt hatte. Du liebe Zeit, — ich wollte nur, die Leute hätten Recht!

Wie Du mir, so ich Dir.

(Abgekürzte Humoreske von Fr. Gerstäcker)

1. Zukunftspläne.

Salomo Schönbein war erster Kommis bei Hanke & Blenkert, einer großen Schnittwarenhandlung in Xheim, und einen schmuckeren jungen Mann gab es kaum unter den weiteren 13,000 Einwohnern der kleinen aber äußerst lebhaften Stadt.

Er ging stets sehr elegant gekleidet, trug Sonntags wie Alltags den modernsten Frack, die brillanteste Weste, das größte Uhrgehänge, die engsten Beinkleider und das blaueste Halstuch, und die Art, wie er die Haare mitten über der etwas niederen Stirn schei-

telte und an beiden Seiten in sorgfältig gebrannten Locken kräuselte, war nicht zu beschreiben.

Kein Wunder denn, daß es wenige junge Mädchen in Xheim gab, von denen Salomo Schönbein nicht fest überzeugt gewesen wäre, daß sie für ihn schwärmten. Aber Salomo Schönbein trug ein Herz in der Brust, und mit dem Herzen ist es ein gar wunderliches Ding; das läßt sich auf keine Vernunftgründe von Stand und Rang ein, das wiegt kein Geld und mißt keinen Grundbesitz, und was es einmal erfaßt hat, hält es fest — bis es wieder los läßt.

Salomo Schönbein liebte also, und zwar die Tochter seines Wirts, des Schneidermeisters Ehrlich in der Essiggasse Nr. 17 zwei Treppen hoch.

Fanny war auch ein liebes prächtiges Mädchen; aufgeweckt und heiter, mit regelmäßigen lebendigen Zügen, und von schlanker, reizender Gestalt, jedenfalls ein Mädchen, irgend einen jungen Mann, selbst von den Vorzügen, wie sie Salomo Schönbein besaß, zu fesseln.

Fannys Vater, Herr Ehrlich, war nicht reich, aber er besaß doch ein kleines Häuschen in einem belebten Teile der Stadt, hatte eine vortreffliche Kundschaft, und — sollte auch Vermögen haben, eine Eigenschaft, die Salomo Schönbein fehlte. Der Meister besaß außerdem auch noch eine gute Portion gesunden Menschenverstand, und hatte schon mit dem jungen Manne darüber gesprochen, daß es bei seiner Bekanntschaft gar keine so üble Spekulation sein würde, wenn er sich selber etablierte.

Meister Ehrlich erbot sich ein kleines Kapital vorzuschießen, und die Trauung mit Fanny ward auf den nächsten Monat festgesetzt; die ganze Sache aber noch vor Hanke & Blenkert geheim gehalten, da er sie dicht vor der Messe nicht verlassen konnte, und nicht eher kündigen wollte, bis alles in Ordnung war.

Arme Sterbliche die wir sind — die wir Pläne für den nächsten Morgen machen, und nicht wissen, ob die Maschine die wir unsern Körper nennen, noch bis zur Abenddämmerung zusammenhält, oder ob das Schicksal uns nicht jeden Augenblick mit allen unseren Plänen über den Haufen wirft.

2. Unverhofft kommt oft.

Fanny saß daheim und nähte mit dem Fleiße einer Biene an ihrer Ausstattung, und Salomo hatte sich von seinen Prinzipalen einen Tag Urlaub geben lassen, war hinaus vor das Tor in das dort befindliche Lustwäldchen gegangen und lag, die Rechte krampfhaft geballt, mit der Linken in seinen Locken wühlend, unter einem Baum.

Das Unerwartete war geschehen. Salomo Schönbein, der schon seit fünf Jahren in der Lotterie spielte, und noch nie höher als mit seinem Einsatz herausgekommen, hatte ein Achtel vom großen Los gewonnen und in acht Tagen sollte die Trauung mit der Schneiderstochter stattfinden. — Der Kopf schwindelte ihm, die Gedanken jagten ihm wirr durchs Hirn und er wußte nicht wo er beginnen, wo er enden sollte.

Aber was war geschehen, das auf einmal eine solche Veränderung in dem sonst so treuen Herzen unseres unglücklichen Freundes hervorgerufen? — Das Unerhörteste! und zwar gleich nach dem Achtel vom großen Los — von dem Hanke & Blenkert jedenfalls Wind bekommen. — Hanke & Blenkert nämlich, das renommierteste Schnittwarengeschäft in Xheim, hatten Salomo Schönbein ihrem ersten Kommis, als er ihnen anzeigte, daß er aus ihrem Geschäfte treten wolle — ihre einzige Tochter mit dem Zusatz angeboten, dem „Hanke & Blenkert“ noch ein „& Ko.“ hinzuzufügen.

Hanke & Blenkerts einzige Tochter konnte sie insoferne sein, als Herr Hanke Junggeselle, Blenkert aber der glückliche Vater war,

und Rosalinde gewissermaßen als „die Tochter des Geschäfts“ betrachtet wurde.

Salomo fühlte jetzt, daß er Rosalinden schon lange im stillen geliebt; aber selbst er hatte bis dahin noch nicht gewagt, die Augen so hoch zu erheben, und als ihm jetzt mit dem Achtel vom großen Los, das Anerbieten durch Herrn Blenkerts Lippen, der keine Ahnung haben konnte, daß er schon mit einer andern verlobt sei — selber wie vom Himmel fiel, da brach er in sich moralisch zusammen, und daß er damals Herrn Blenkert um den Hals gefallen und ihm gesagt hatte: er mache ihn zum Glücklichsten der Sterblichen, kam ihm jetzt nur noch wie ein Traum vor.

Was sollte er jetzt tun? — dem Schneider sein Wort halten und sein Schwiegersohn werden, während hier eine glänzendere Zukunft seiner harrte?

Die Tochter des Geschäfts sollte er heiraten? — er, Salomo Schönbein, der bis jetzt nichts als sein ärmliches Salär und drei Louisdor zu Weihnachten gehabt? — und jetzt — gerade jetzt, wo ihm das geboten wurde und er ein reicher Mann geworden, band ihn sein Versprechen an die Schneiderstochter.

Salomo stand auf, ordnete fast bewußtlos seine zerstörte Frisur wieder, und ging wie in einem Traume den Waldweg entlang, der nach der Stadt zurückführte. Der Kopf wirbelte ihm dabei — er wußte nicht, was er tun — was er nur denken sollte, der Wald — die ganze Welt drehte sich mit ihm, und ehe er eigentlich selber begriff, wie er dahin gekommen, fand er sich in der Essiggasse Nr. 17 in seiner eigenen Stube wieder, in deren Türe Herr Ehrlich in seinem Sonntagsstaate stand.

3. Der Geistesabwesende.

Der Mann hatte ihm auch schon eine ganz lange Rede gehalten, von der er nicht einmal die Worte gehört, noch viel weniger ihren

Sinn begriffen. Mit stierem Blick nur sah er in das freundlich zu ihm auflächelnde Gesicht des Schneidermeisters und folgte diesem dann, als er seine Hand ergriff, und ihn wieder die Treppe hinunter führte, rein mechanisch vor die Haustüre, wo schon ein Wagen, auf sie wartend, stand.

Er stieg mit ein — wohin? — das war ihm ganz gleich. Unter anderen Umständen hätte er sich vielleicht darüber gewundert, daß sich Herr Ehrlich den ganz außergewöhnlichen Kosten eines Wagens zu einer Spazierfahrt unterziehen sollte, heute fiel es ihm aber gar nicht ein, auch nur mit einer Silbe darüber nachzudenken, oder gar nach der Ursache zu fragen. Das einzige w a s ihm einfiel, war, die unverhoffte Gelegenheit mit Herrn Ehrlich eine kurze Zeit allein zu sein, auch zu benutzen, und mit einer Art von verzweifeltem Mut das Verhältnis mit seiner Tochter abzubrechen, aber — der verzweifelte Mut fehlte ihm eben. So oft er das Wort auf den Lippen spürte, blieb es auch zwischen den Zähnen stecken, er brachte es nicht heraus und gab indessen dem Schwiegervater in spe auf alle seine Fragen und Bemerkungen die verkehrtesten Antworten. Herr Ehrlich wußte wirklich gar nicht, was er heute aus seinem Schwiegersohne in spe machen sollte. Nichtsdestoweniger verdarb das keineswegs dessen heute mehr als rosige Laune. Er lächelte oft still vor sich nieder, rieb sich ein paarmal vergnügt die Hände, und wäre Salomo Schönbein nur ein klein wenig mehr für die Außenwelt zurechnungsfähig gewesen, so hätte er merken m ü s s e n, daß mit Herrn Ehrlich etwas ganz Absonderliches im Werke sei. Wie die Sachen aber standen, merkte er nicht das geringste, und ehe er selber wußte, wie er dahin gekommen, befand er sich auf dem Bahnhofe, sah sich in einem Coupé zwischen einer Menge von anderen fremden Menschen, und hörte, wie die Leute um ihn her sagten, es sei die höchste Zeit, daß sie angekommen, sonst hätten sie zurückbleiben müssen.

Erst das Rütteln des Eisenbahnwagens brachte ihn wieder etwas zu sich selbst.

„Aber bester Herr Ehrlich," sagte er zu dem neben ihm sitzenden kleinen Manne, „ich begreife gar nicht — wohin fahren wir eigentlich?"

Herr Ehrlich aber erwiderte kein Wort, ergriff nur seine Hand, drückte sie aus Leibeskräften und sah ihn mit einem gerührten Blicke an.

Salomo schwindelte es ordentlich — er wußte nicht, wachte oder träumte er? — War das wirklich, daß ihm heute — vor wenigen Stunden Hanke & Blenkert ihre Tochter angetragen? — Hatte er wirklich die Nummer 17945 gesetzt und war mit dem großen Los herausgekommen, und befand er sich jetzt seinem unausweichbaren Schwiegervater, dem Schneider, gegenüber, der im Begriffe stand, ihn nach irgend einem fremden Lande, vielleicht nach einer wüsten Insel zu entführen? — Vor den Ohren summte und hämmerte es dabei, das Rasseln der Wagen formte wunderliche, wie aus weiter Ferne zu ihm herüberklingende Melodien, und endlich fühlte er ordentlich wie ihm die Luft ausging. — Er wollte schreien — er wollte um Hilfe rufen.

Da plötzlich hielt der Zug, Meister Ehrlich hatte seinen Hut ergriffen, faßte ihn selber jetzt unter den Arm, und aus dem geöffneten Coupé steigend, hielt wieder ein Wagen dort, der sie ohne daß eine Weigerung irgend etwas genützt hätte, in die Stadt hinaufführte.

Salomo Schönbein war aber auch in der Tat willenlos wie ein kleines Kind, und jetzt ordentlich neugierig geworden, was aus dem allen heute werden würde. Immer dabei mit sich kämpfend, dem Schneidermeister seine Gefühle zu entdecken und doch nicht imstande, Mut dazu zu fassen, hatte er wirklich mit sich machen lassen, was der Mann wollte. Als der Wagen aber endlich in

einer engen Straße, dicht vor einer Kirche hielt, fing ihm das Herz an wie ein Schmiedehammer in der Brust zu pochen, denn hinter dem Fenster, den grünen Myrtenkranz in den Haaren, mit lieblich errötendem Angesichte stand seine Braut — und hinter ihr die unvermeidliche Schwiegermutter mit noch zwei fremden jungen Damen.

Salomo wurde hineingeführt, und er fühlte, daß er dabei kaum imstande war zu gehen, so zitterten ihm die Kniee. — Sein Schwiegervater in spe erzählte ihm dabei mit vor Freude strahlenden Augen, daß er und seine Frau sich diese Überraschung ausgedacht hätten — daß Fanny schon lange gewünscht habe, in ihrem Geburtsort getraut zu werden — daß er seine Sehnsucht, die Verbindung zu beschleunigen, kenne und die Tochter endlich den Bitten der Eltern nachgegeben habe in diese Überraschung zu willigen.

Während er ihm das alles gutmütig lächelnd mitteilte, und Salomo Schönbein auch nicht eine Silbe davon verstand, führte er ihn in die Stube zu seiner Braut, und was nachher da drinnen geschah, wußte er ebenfalls nicht. Wie ein Nachtwandler fiel er seiner Braut um den Hals, begrüßte die übrigen, deren Gesichter, wie es ihm vorkam, alle einen Regenbogenschein hatten, trank dann Kaffee und aß Backwerk dazu, und kam eigentlich erst wieder zu sich selber, als er mit seiner Braut am Arme in die gerade gegenüberliegende Kirche schritt.

4. Eine mißglückte Trauung.

Die frische Luft draußen, nach der etwas schwülen Stube, weckte ihn gewissermaßen aus seinem halbmagnetischen Schlafe. Er begann zu denken, und mit dem Denken überkam ihn auch auf einmal die Gewißheit seiner wahrhaft verzweifelten Lage. Seine ganze Pyramide von Luftschlössern, auf deren äußerstem Gipfel Hanke & Blenkert, mit der Tochter des Geschäfts zwischen sich, in

Vaterhuld lächelnd standen, hatte einen furchtbaren Riß bekommen, und drohte im nächsten Augenblick prasselnd zusammen zu brechen, und in den dunklen Gewitterwolken, die an seinem Zukunftshimmel aufstiegen, lachte ihm auch nicht ein Zollbreit blauen, reinen Himmels.

Aber selbst der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird, und in Salomo Schönbeins Herzen begann in diesem Augenblicke eine wunderbare, entsetzliche Veränderung. Er haßte den Schneidermeister Ehrlich, der seine Hand gefaßt hatte und sie herzlich drückte — er haßte die Schwiegermutter, die mit blumengeschmückter Haube und freudestrahlendem Antlitze hinter ihm drein schritt — ja er haßte in diesem Augenblicke selbst seine Braut, das liebe, holde Mädchen, das vertrauensvoll ihr ganzes Lebensglück in seine Hände legen wollte. Er vergaß, daß er selber es sei, der zuerst bittend an sie getreten und ihr vorgelogen hatte, wie unendlich glücklich sie ihn durch ihr Jawort mache. Er vergaß, daß der alte ehrliche Schneidermeister es zuerst gewesen, der dem armen unbedeutenden Kommis sein Kind anvertraute, und ihm die erste Hand reichte, in der Welt ein selbständiger Mann zu werden. — Er mußte das alles vergessen, wenn er den schwarzen Undank beschönigen wollte, der jetzt sein ganzes Herz füllte; er mußte sein Gewissen damit betäuben, daß er sich selber als schlecht behandelt, als mißbraucht hinstellte, wo er zuerst der Bittende gewesen.

Aber was half ihm jetzt das Grübeln, was der finstere Haß? — Unrettbar riß ihn sein Schicksal dem Unvermeidlichen entgegen. Wie sich mechanisch ein Fuß nach dem anderen hob, und Schritt nach Schritt die Entfernung kürzte, die ihn noch von dem geglaubten Abgrund trennte, mußte auch jede, selbst die letzte Hoffnung schwinden. Schon umfingen ihn die düsteren beengenden Räume der Sakristei — dort stand der Priester in dem schwarzen Rock, den sorgfältig gefalteten symbolischen Mühlsteinkragen um den

Hals und er kam sich in dem Augenblicke vor wie jemand, der in einen Strom gefallen ist, und mit reißender Schnelle einem donnernden Mühlwehr entgegengerissen wird.

Von den übrigen war indes jedes viel zu sehr mit sich selber beschäftigt, um die furchtbare Aufregung des Bräutigams zu bemerken, und wenn sie den Brautjungfern auch vielleicht nicht entging, schrieben diese dieselbe doch natürlich einer ganz anderen Ursache zu.

Der Geistliche hatte indessen seine Rede begonnen, und wußte dabei nicht wie viel Unglück er mit dem langen zähen Faden, den er spann, heraufbeschwor. Der fromme Mann hielt es für seine Schuldigkeit, den beiden jungen Leuten so recht ins Herz zu reden, und glaubte das nicht anders bewerkstelligen zu können, als wenn er lieber gleich von der Erschaffung der Welt seine Zuhörer allmählich bis zu dem Punkte führte, auf dem sie sich gegenwärtig befanden.

Salomo Schönbein indessen hörte so wenig von der Rede, wie er vorher von der Erzählung des Schwiegervaters und von den gerührten Worten der Schwiegermutter gehört. Aber in der Rede sammelte er Kräfte, in der Rede kam er zu einem Bewußtsein seiner Lage, wenigstens von seinem Standpunkte aus. Ihm war es, als sei er ein armes hilfloses Opfertier, das von feindlichen Gestalten zum Altar geschleppt worden, um abgeschlachtet zu werden; dort in weiter Ferne streckten Hanke & Blenkert mitleidig die Hände aus, ihn zu retten — mit aufgelösten Haaren und tränenschwimmenden Augen sah er die Tochter des Geschäfts, und wie mit einer Flut von Eis durchgoß es ihn, als in diesem Augenblicke der Geistliche, der gerade seine Rede zu einem glücklichen Ende gebracht, seine und der Braut Hand ergriff und die entscheidende Frage an ihn richtete: „Wollen Sie diese Jungfrau, Fanny Sophie Barbara Ehrlich zu Ihrer ehelichen Gattin wählen, wollen

Sie in Freud und Leid, in Krankheit und Trübsal treu bei ihr ausharren, und ihr hilfreich und liebend zur Seite stehn, in allem was das Schicksal Ihnen auferlegen möge?“

Wie in einem Traume war es ihm dabei als ob er schon neben sich das leise flüsternde, schüchterne Ja der Braut gehört. Da faßte ihn der böse Geist — da raunte ihm ein schwarzer Unhold aus der Unterwelt ins Ohr: noch sei es möglich die verhaßte Fessel zu brechen. Vor seinem wirren Blicke hob sich bittend, flehend die Tochter des Geschäfts und mit heiserer angstgequälter Stimme rief er: „Nein!“

Nach diesem Augenblicke hatte er ein unbestimmtes Gefühl, als ob irgend jemand an seiner Seite ohnmächtig würde, als ob zwei jugendliche Stimmen einen schwachen Schrei ausstießen, und eine alte Dame mit einem großen Blumenbukett auf der Mütze ihm die Augen auskratzen wolle. Im nächsten Moment aber fand er sich auf der Straße, flog mehr als er ging eine schmale Quergasse hinunter, kam gerade auf den Bahnhof, als der Zug anbrauste und — war gerettet.

5. Beschwichtigung des Gewissens.

Von dem Momente an, wo sich Salomo Schönbein, wie er es nannte, ermannt hatte, kam auch ein anderer Geist — ein Geist der finsteren hartnäckigen Entschlossenheit über ihn. Das Schlimmste was überhaupt geschehen konnte, war geschehen — der Würfel gefallen, und noch dazu ohne seine eigene Schuld. Weshalb hatte der alte Schneidermeister die Trauung so übereilt, wenn er nicht Kunde von dem Lotteriegewinst des Glücklichen bekommen und jetzt recht gut wußte, daß seine Tochter des reichen Eidams nicht mehr würdig war. Diese Gier nach schönem Gold hatte er bestraft; er hatte die Banden abgeschüttelt, die ihn noch an die unteren Schich-

ten der Gesellschaft gefesselt, und mit kaltem Blute wollte er fortan seinen Weg verfolgen.

Was jetzt noch kommen konnte und mußte, wußte er recht gut: herzbrechende Vorwürfe der abgeschüttelten Schwiegereltern, Tränen und Klagen der verschmähten Braut — bah, das war noch ein schlimmer Tag, und dann aber auch alles glücklich überstanden. Morgen früh mit Tagesanbruch zog er aus, und heute — ei zum Henker, er brauchte ja nur seine Tür zuzuschließen und niemanden herein zu lassen, dann hatte er von selber Ruhe.

Das geschah. Zu Haus angekommen, schloß er sich ein und gedachte erst spät abends auszugehen, denn die Familie Meister Ehrlichs zog sich immer sehr früh zurück. Nach etwa zwei Stunden hörte er einen Wagen rasseln und vor der Tür halten, aber er wagte nicht aus dem Fenster zu sehen. Jedenfalls war die Familie zurückgekehrt und er durfte nun auf den Besuch des Schneidermeisters rechnen — aber niemand kam. Er hörte im Hause Türen öffnen und schließen und Schritte auf der Treppe und dem Vorsaal, aber an seine Tür kam niemand — niemand bekümmerte sich um ihn, und Salomo Schönbein wurde zuletzt — so sehr ihm das falsche Herz auch im Anfange gepocht — ordentlich ärgerlich darüber.

Das aber half ihm nichts — der Abend kam, an dem er sonst regelmäßig zur bestimmten Zeit zum Nachtessen gerufen wurde. Heute erschien niemand; selbst das Mädchen, das sein Zimmer zu besorgen hatte, kam nicht herauf. — Wollten sie ihn aushungern? — Unten im Hause schien alles seinen regelmäßigen Gang zu haben; kein lautes Wort wurde gehört. Der Klang der Schritte drang deutlich zu ihm herauf, wie die Gesellen zu ihrer gewöhnlichen Zeit ihre Arbeitstische verließen. — Vorsichtig schaute er jetzt aus dem Fenster, aber keiner der Leute sah zu ihm herauf. Unten gab der eine der Gesellen dem Lehrjungen eine Ohrfeige, weil er

so lange auf einem Besorgungswege ausgeblieben war, dann gingen die Leute ruhig ihrer Wege — sie konnten keine Ahnung von dem haben, was heute in dem Hause ihres Meisters — oder wenigstens in dessen Familie — vorgegangen war.

Es dunkelte schon, ehe sich Salomo getraute sein Zimmer zu verlassen; denn sein böses Gewissen ließ ihn fürchten, irgend einem Familienmitglied, selbst dem Dienstmädchen zu begegnen. Vorsichtig verließ er deshalb das Haus, heute abend in einer Restauration sein Souper zu verzehren, und kehrte erst nach elf Uhr zurück. Insofern aber hatte er seine Zeit vortrefflich dabei benutzt, daß er einen Kontrakt über eine vorläufige neue Wohnung in der Nähe des Hanke & Blenkertschen Geschäftes abgeschlossen. Er traf den Eigentümer eines dort gelegenen Hauses beim Billard, und erfuhr hier zu seiner Freude, daß derselbe ein kleines Logis für einen einzelnen soliden Herrn gerade frei und leer stehen habe. Salomo Schönbein betrachtete das als einen Wink des Himmels, zahlte einen Taler Draufgeld und meldete sich bei seinem neuen Wirte auf morgen früh an.

Der Morgen kam. Salomo hatte in seiner gestrigen Aufregung am Abend vorher mehr wie gewöhnlich getrunken, und deshalb auch heute länger wie gewöhnlich geschlafen. Sein Erwachen war ebenfalls höchst unangenehmer Art. Heute, mit kaltem Blut, wollte es ihm doch beinahe vorkommen, als ob er gegen die Leute, die ihn so herzlich aufgenommen, nicht ganz redlich gehandelt — als ob Fanny wohl Ursache habe, sich über ihn zu beklagen. Allerdings hatte er früher selber geglaubt, daß er sie liebe, das Gefühl aber, das jedenfalls nur Achtung gewesen, mißverstanden, und sollte er jetzt, da er das noch zur rechten Zeit entdeckt, sein ganzes Leben, seine ganze bürgerliche Existenz, einem solchen Wahne opfern?

Nein — das ging unmöglich an. Hatte er gefehlt, so war es

geschehen; er wollte dem Meister Ehrlich keine weiteren Vorwürfe machen. Das alles lag aber jetzt auch hinter ihm, und er, Salomo Schönbein, ging einem neuen glänzenden Leben entgegen.

Mit diesen Gedanken war er aufgestanden, hatte sich gewaschen und angezogen, und befand sich, ohne Kaffee, eigentlich noch immer etwas unbehaglich. Aber er mochte nicht danach klingeln und wollte ihn lieber heute morgen auswärts trinken. Überdies mußte er jetzt zu Hanke & Blenkert in das Geschäft, sich dort noch für heute morgen, seines Umzugs wegen, zu entschuldigen — dann hatte er nur noch die allerdings fatale Unterredung mit seinem Wirt und gewesenen Schwiegervater in spe in Aussicht, und mit der war auch das letzte Unangenehme überstanden — Fanny würde sich schon nicht dabei sehen lassen, und er hoffte ihr gar nicht mehr zu begegnen. Überdies konnte ihm ja auch der alte Ehrlich gar nichts anhaben. Wollte er ihm Vorwürfe machen? — dazu hatte er kein Recht und er brauchte sich das nicht gefallen zu lassen, und wurde er — Salomo schrak zusammen, denn an seiner Tür klopfte leise ein Finger.

6. Der unerwartete Besuch.

Unwillkürlich fast und ehe er wußte, was er tat, mehr nach alter Gewohnheit rief er „herein,“ und eine Hand drückte draußen die Klinke nieder. — Aber die Tür war noch verschlossen, und Salomo konnte jetzt nicht anders als öffnen — jedenfalls war es die Rieke, die ihm den Kaffee brachte.

Er schob den Nachtriegel zurück und klinkte die Tür auf, fuhr aber unwillkürlich mit einem leisen Ausruf des Erstaunens zurück, als Fanny, die verratene Fanny selber, fertig zum Ausgehen angezogen, vor ihm stand.

„Fanny!“ rief er fast unwillkürlich aus, während das junge Mädchen, ihr Auge fest auf ihn geheftet, das Zimmer betrat, und die Tür hinter sich wieder in das Schloß drückte.

„Herr Schönbein," sagte sie dabei ernst, nur mit einer abweisenden Bewegung, als ihr der verlegene Ungetreue einen Stuhl anbieten wollte, „ich finde Ihr Erstaunen gerechtfertigt, mich, nach dem, was gestern vorgefallen, heute auf Ihrem Zimmer zu sehen."

„Beste Fanny!"

„Bitte unterbrechen Sie mich nicht," sagte das Mädchen kalt, „und nennen Sie mich nicht mehr mit einem Namen, zu dem Sie kein Recht mehr haben. Ich bin von jetzt an für Sie nur noch die Tochter des Schneidermeisters Ehrlich — eine Fremde. Doch zur Sache — Sie werden mir wohl glauben, daß mir dieser Schritt schwer genug geworden ist, und es hat einen langen Kampf gekostet, bis ich mich dazu entschlossen habe. Aber es mußte sein, denn mein ganzes künftiges Lebensglück stand dabei auf dem Spiel, und wenn Sie das auch kalt lassen würde, war ich es mir selber schuldig."

„Aber beste Fan— bestes Fräulein Ehrlich —."

„Ich will Sie nicht lange über die Absicht meines Besuches in Zweifel lassen," fuhr das Mädchen ernst fort, „Ihnen aber auch zugleich bekennen, daß ich weiß, weshalb Sie mich verschmäht. Daß es auf eine solche Weise geschehen, mögen Sie vor sich und Gott verantworten, mir sollen Sie darüber keine Rechenschaft schuldig sein. Aber der Welt gegenüber hatten Sie kein Recht, meinen guten Namen dem Spott und Hohn preis zu geben, und der Welt gegenüber müssen Sie mir Genugtuung geben."

„Ich gebe Ihnen mein Wort," stammelte Salomo, im höchsten Grade über die Worte, über das ganze Benehmen des Mädchens bestürzt, „daß mir der gestrige Vorfall selber unendlich leid und schmerzlich ist, und ich gern alles tun werde, was in meinen Kräften steht —"

„Ich nehme Sie beim Wort," sagte das schöne Mädchen ernst.

„So hören Sie denn, was ich von Ihnen verlange. Es ist ein Glück, daß unsere gestrige Kirchenszene niemand bis jetzt bekannt ist als dem Geistlichen, den mein Vater bis jetzt bewogen hat zu schweigen, und meinen beiden Freundinnen. Die letzteren haben, wie ich versichert zu sein glaube, bis jetzt noch nicht darüber gesprochen, aber daß sie auf die Länge der Zeit nicht imstande sein werden, das Geheimnis zu bewahren, davon sind Sie wohl, mein Herr, so fest überzeugt wie ich selber. Würde jene Szene aber hier in Xheim bekannt, so wäre mein Name damit an den Pranger geschlagen. Ich wäre das Stichblatt für alle erbärmlichen Witzbolde des ganzen Ortes, und was hat ein armes Mädchen weiter, als ihren guten Namen?"

„Aber was, um Gottes willen, kann ich tun? — Mein Herz —"

„Schweigen Sie von Ihrem Herzen," sagte die Jungfrau kalt, „das hat hierbei nichts mehr zu tun. Mein Herz haben Sie zertreten und damit sind wir fertig. Für mich gibt es auch nur ein einziges Mittel, dem Hohn der Welt zu begegnen — wenn das auch ein verzweifeltes ist, und ich sehe keinen Grund dafür, es Ihnen nicht zu nennen. — Unser Altgesell — ein braver wackerer Mensch — liebt mich schon seit längerer Zeit — ich habe seine Liebe nicht erwidert, weil ich — schwach genug war, den Schwüren eines andern zu glauben. Das hat sich jetzt geändert und heute abend noch werde ich sein Weib. Mein Vater ist heute morgen schon mit Tagesanbruch nach meinem Geburtsort gefahren, die nötigen Aufgebote mit Geld auszugleichen und mein künftiger Mann übernimmt das Geschäft, von dem sich mein Vater zurückziehen — ihm wenigstens die Leitung überlassen wird. Vorher aber muß ich durch Sie selbst auch vor der Welt gerechtfertigt werden, damit böse Zungen ferner nicht imstande sind, mir die Schmach des gestrigen Tages vorzuwerfen. Mit einem Wort, Sie müssen mir Genugtuung für das Erlittene geben."

„Aber Sie spannen mich auf die Folter, Fräulein," sagte Salomo bestürzt. — „So sehr ich mich über Ihren Entschluß, was den wackeren Altgesellen betrifft, freue, so begreife ich doch nicht, in welcher Art die Genugtuung sein kann, die ich Ihnen geben soll. Ich kann mich doch nicht — mit Ihnen —"

7. Gerechte Genugtuung.

„Sie sollen es gleich hören," unterbrach ihn Fanny. „Von jetzt an ist natürlich jeder Verkehr zwischen uns abgebrochen, und ich hoffe sogar, daß Sie mich künftig, wenn wir uns ja zufällig auf der Straße treffen, nicht einmal mehr grüßen werden. Ich will selbst vergessen lernen, daß wir uns je gekannt haben, aber heute — müssen Sie mich noch einmal nach Ersheim in die Kirche begleiten, die gestern der Schauplatz meiner Schande war."

„Nach Ersheim in die Kirche?" rief Salomo wirklich erstaunt.

„Ja," sagte Fanny ruhig — „und zwar zum Altar wie gestern. Welchen Zwang *ich* meinem Herzen dabei antun muß, mir noch einmal den gestrigen furchtbaren Augenblick so lebhaft ins Gedächtnis zurückzurufen, können Sie sich wohl denken; die Erinnerung daran würde mich aber wahnsinnig machen, verweigerten Sie mir die Genugtuung, die ich von Ihnen fordere!"

„Aber Sie sprechen in Rätseln!"

„Die leicht zu lösen sind," sagte die Jungfrau düster, „die größte Schmach, die einem unbescholtenen Mädchen widerfahren kann, haben Sie mir gestern angetan, und mein Vater wollte sie, trotz seiner Jahre, nur in Blut abgewaschen wissen. Meine Bitten haben vermocht, daß er der Vernunft Gehör gab; er hätte sein Kind sonst nur noch mehr dem Gespött der Leute preisgegeben. *Andere* Genugtuung sollen *Sie* mir geben. Gestern sprachen *Sie* ein *Nein*, als der Geistliche Sie zu Ihrer Antwort nach unserer christlichen Trauungsformel aufforderte — verschmähten

die Braut, die vertrauensvoll an Ihre Seite getreten war — heute müssen Sie mir die Genugtuung geben, Sie zu verschmähen."

„Wir sollen noch einmal zusammen vor den Altar treten?" rief Salomo Schönbein aufs äußerste erstaunt.

„Ja," sagte das Mädchen mit kalter Entschlossenheit in Blick und Ton. „Die Rache will und muß ich haben, daß ich Ihnen Gleiches mit Gleichem bezahlen kann. Sie sollen Ihr Ja auf die Frage heute klar und deutlich sprechen, und meine Ehrenrettung sei dann Ihr gestriges Nein."

„Aber das geht ja unmöglich an," stammelte Herr Schönbein wirklich bestürzt.

„Geht unmöglich an?" erwiderte das Mädchen mit kaltem Hohn. „Fürchten Sie sich, mein Herr, dem zu begegnen, was Sie gestern die Grausamkeit hatten, mit durchdachter Bosheit auf mich, ein armes hilfloses Mädchen zu häufen? — Geht das jetzt unmöglich an? — Gut; dann aber gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich in zehn Minuten auch bei Hanke & Blenkert bin — Sie werden rot wie Blut? — Hab' ich den richtigen Fleck getroffen? Aber beruhigen Sie sich — Sie können nichts mehr verraten, ich weiß schon alles."

„Sie wissen? —"

„Ich weiß, weshalb ich verraten bin, und gönne Ihnen Ihr Glück — wenn Sie meinen Willen vorher erfüllen. Weigern Sie sich aber, dann — was kann mir dann noch an der Achtung der Menschen liegen. — Mein Name wird dann in Spott und Übermut auf jedes Buben Lippe sein, und ich selber brauche nichts mehr zu verheimlichen. Weigern Sie sich also, mir die verlangte Genugtuung zu geben, dann will ich selbst mit Rosalinde Blenkert sprechen. Von meinen Lippen soll sie erfahren, welche Rolle Sie in unserm Hause gespielt — von meinen Lippen soll sie hören —"

„Lassen Sie mir nur eine Viertelstunde Zeit," unterbrach sie Salomo mit flehendem Tone — „nur fünfzehn Minuten, mir alles zu überlegen, was Sie von mir verlangen."

„Die seien Ihnen gestattet" — sagte Fanny ruhig — „längere Zeit haben wir überdies nicht; die nächste Viertelstunde muß es entscheiden, ob Sie mir helfen wollen — ob ich mir selber helfen soll. Ich lasse Sie für diese Zeit allein, und werde indessen auf dem Vorsaal auf und ab gehen."

„Aber Fräulein Fanny —"

„Zurück mein Herr!" rief das Mädchen, den bittend nach ihr ausgestreckten Arm mit Entrüstung fortschleudernd — wenn Sie noch einen Funken von Mitleid mit mir haben, so erfüllen Sie meinen Wunsch, daß ich mit dem heutigen Tage Ihrer verhaßten Nähe enthoben werde — mehr verlange ich nicht. Erfüllen Sie ihn aber nicht, dann sollen Sie erfahren, was ein zum Tod beleidigtes Weib vermag," und ehe er ihr nur eine Silbe erwidern konnte, verschwand sie durch die Tür und warf sie wieder hinter sich ins Schloß.

8. Die Entscheidung.

Salomo Schönbein blieb in peinlicher Verlegenheit, wie sie ihn verlassen hatte, noch eine Weile stehen. Seinem scharfen Ohr entging aber nicht, daß das gereizte Mädchen wirklich draußen auf dem Vorsaal mit raschen Schritten auf und ab wanderte — sie wartete, bis die ihm gestattete Frist abgelaufen war, und er selbst befand sich jetzt in der peinlichsten Verlegenheit. — Aber was sollte er tun? Noch einmal die Trauungszeremonie durchmachen, und sich dann durch die beleidigte schöne Furie mit einem Nein blamieren zu lassen? es war zu entsetzlich, wenn er auch wohl gut genug fühlte, wie gerecht das Verlangen war, und wie sehr er es verdient hatte. Und weigerte er sich — die erzürnte Schöne

da draußen wäre zu allem fähig gewesen, und wenn sie jetzt zu Hanke & Blenkert ging, konnte alles schief gehen.

Noch wußten diese von nichts, und brachte er heute seine früheren Prinzipale dahin, die Verlobung mit ihrer Tochter und Salomo Schönbein nur zu deklarieren, so konnten sie dann nicht mehr zurück, mochte geschehen sein, was da wolle. Er selber wollte dann schon vorbauen und in günstiger Stunde seiner zukünftigen Braut die Sache so erzählen, wie sie für ihn am günstigsten lautete. Lief aber das gereizte Mädchen jetzt hinauf und erzählte alles, was sie wußte, so brauchte sie das Ganze nur noch ein wenig auszuschmücken, und er war verloren — seine Stellung zu Hanke & Blenkert und zur Tochter des Geschäfts für immer ruiniert.

Fügte er sich also der kleineren Unannehmlichkeit und schwor ihm Fanny, daß sie die Sache als Geheimnis bewahren und ihre Freundinnen ebenfalls dazu verpflichten wolle, so durfte er doch wenigstens hoffen, daß sie nicht vor den nächsten vierzehn Tagen ruchbar wurde, und bis dahin konnte er aufgeboten und getraut sein.

„Haben Sie sich entschlossen?“ fragte da plötzlich Fanny, die wieder mit eiserner Ruhe auf der Schwelle erschien.

„Ja,“ stöhnte Salomo, „ich fühle, daß ich Ihnen diese Genugtuung schuldig bin — Sie können es von mir verlangen.“

„Es ist gut — so kommen Sie —“

„Aber vorher müssen Sie mir schwören, daß Sie gegen niemand Gebrauch davon machen wollen!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte die Jungfrau kalt.

„Daß Sie — daß Sie niemand das, was heute geschehen wird, erzählen,“ sagte Salomo etwas verlegen.

„Glauben Sie, daß ich mit meiner eigenen Schande prahlen werde?“ rief Fanny.

„Mißverstehen Sie mich um Gottes willen nicht," bat Salomo, dem jetzt nur vor allen Dingen daran lag, die Erzürnte nicht noch mehr zu reizen. „Ich meinte mit dem sie nicht Sie mein Fräulein, sondern die beiden jungen Damen, die wahrscheinlich auch heute Zeugen sein werden. Wenn Sie die dazu verpflichten wollten —"

„Gestern stellten Sie die Bedingung nicht," sagte Fanny, mit bitterem Lächeln auf den früheren Bräutigam sehend, „aber es sei. Ich nehme das zugleich als ein Geständnis, daß Sie wenigstens in etwas Reue fühlen und jetzt empfinden, wie tief Sie mich eigentlich beleidigt. Ich verspreche Ihnen also, dafür zu sorgen, und glaube, Ihnen davon Schweigen verbürgen zu können. Sie sollen es mir schwören. Aber jetzt fort — die Zeit vergeht und wir dürfen den nächsten Zug nicht versäumen, denn mein Vater und der Geistliche warten schon in Ersheim auf uns."

„Jetzt gleich?" rief Salomo erschreckt — „ich hätte erst notwendig einen Weg zu gehen."

„Reut Sie Ihre Zusage schon?" rief Fanny höhnisch — „Sie sind an nichts gebunden und können ganz hier bleiben — möglich dann, daß uns der notwendige Weg, den Sie zu gehen haben, in eine Straße, in ein Haus führte."

„Trauen Sie mir das nicht zu," bat aber Salomo erschreckt — „Sie haben übrigens recht; es ist vielleicht besser, wir machen etwas, das für uns beide — für alle dabei Beteiligten peinlich sein muß, so rasch als möglich ab."

„Gut, dann brauchen wir auch kein Wort weiter darüber zu verlieren," sagte Fanny kalt. „Folgen Sie mir — der Wagen wartet unten."

Salomo Schönbein konnte nicht mehr zurück. Er nahm seinen Hut und fand sich wenige Minuten später mit Fanny in einem glücklicherweise geschlossenen Wagen, der sie auf des Mädchens Angabe rasch zum Bahnhof brachte.

Unterwegs sprach Fanny kein Wort. Den Schal um sich geschlagen, lehnte sie in der einen Wagenecke und preßte ihr Tuch gegen die Augen. Auf dem Bahnhof zahlte Salomo die Plätze, und war nur froh, daß er dort keinen Bekannten traf, und in Ersheim angekommen, wurden sie an dem nämlichen Hause, vor dem sie gestern abgestiegen, von der schon dort ihrer harrenden Familie empfangen. — Aber niemand begrüßte ihn, oder nahm nur die geringste Notiz von ihm. Stillschweigend und mit kalter Höflichkeit deutete die Mutter auf den Kaffeetisch, und als sich Schönbein, mehr aus Verlegenheit, als weil er irgend ein Bedürfnis danach fühlte, eine Tasse eingeschenkt und sie getrunken hatte, meldete der alte Ehrlich schon, daß der Geistliche ihrer harre, und die Zeremonie beginnen könne.

9. Ende gut, alles gut.

Salomo Schönbein war es, als ob er zum Hochgericht geführt werden solle; aber er biß die Zähne fest aufeinander. In einer Stunde ging der Zug wieder nach Xheim zurück — dann war alles vorüber, alles überstanden, und die peinliche Viertelstunde, die ihm noch zu durchleben blieb, ging ja auch vorüber. Er bot sogar in aller Verlegenheit seiner Pseudobraut den Arm, diese wies ihn jedoch kalt, wenn auch nicht unfreundlich zurück und der kleine Zug begab sich, quer über die schmale Straße, in die dicht vor dem Haus stehende Kirche.

Dort fanden sie den Geistlichen wie gestern, in seinem Ornat; aber keine Blumen waren, wie gestern, gestreut, kein freundliches Lächeln der Eltern begrüßte die jungen Leute an der heiligen Stätte. Alle nötigen Vorbereitungen wurden wohl feierlich, wie sie der Ort mit sich brachte, aber still und stumm und ernst beendet, und zitternden Herzens trat der Bräutigam zum Altar — er fühlte nicht einmal, daß die Hand der Braut, die sie ihm jetzt der

Form wegen lassen mußte, noch stärker in der seinen bebte, als er selbst.

„Wollen Sie diese Jungfrau," frug ihn da der Geistliche wieder wie gestern, „Fanny Sophie Barbara Ehrlich zu Ihrer ehelichen Gattin wählen, wollen Sie in Freud' und Leid, in Krankheit und Trübsal treu bei ihr ausharren und ihr hilfreich und liebend zur Seite stehen, in allem, was das Schicksal Ihnen auferlegen möge?"

„Ja," sagte Salomo mit nicht sehr lauter, aber fester und deutlicher Stimme und zu Boden gesenktem Blick, denn er wußte, was jetzt folgen mußte.

„Und wollen Sie" — wandte sich der Geistliche an die totenbleiche Braut, „diesen Junggesellen, Herrn Salomo Gotthelf Schönbein, zu Ihrem ehelichen Gatten wählen? ihm treu sein und gehorchen und bei ihm ausharren in Freud' und Leid, in Krankheit und Trübsal und ihm hilfreich und liebend zur Seite stehen, in allem, was das Schicksal Ihnen auferlegen möge?"

„Ja," antwortete da Fanny mit fester, entschlossener Stimme und Salomo ließ erschreckt ihre Hand los und starrte sie mit weit aufgerissenen, stieren Augen an. Der Geistliche nahm den Ring von seinem Finger — er fühlte es nicht — er steckte ihm den andern an, ohne daß Salomo eine Ahnung davon hatte — er sprach die üblichen Formeln und den Segen — er hörte nichts davon und nur erst als die Mutter die junge Frau in die Arme nahm und sie küßte, und Meister Ehrlich Salomos Hand ergriff, fuhr dieser in blinder Wut empor und schrie: „Betrüg— !"

Aber er brachte das Wort nicht ganz über die Lippen. Meister Ehrlich hatte seine Hand wie in einem Schraubstock gefaßt und ihn zu sich niederziehend, flüsterte er, dem jungen Manne dabei einen warnenden, aber auch zugleich drohenden Blick zuwerfend: „Pst Schwiegersohn, seien Sie gescheit und fügen Sie sich geduldig

in das Unabänderliche, daß Sie nicht auch am Ende noch ausgelacht werden. Was geschehen ist, ist geschehen — das Wort des Geistlichen steht unauslöschbar fest und — bedenken Sie vor allem, wo Sie sich hier befinden."

„Aber Ihre Tochter —" rief Salomo.

„Hat gehandelt wie sie mußte," sagte der alte Mann, ihn mit sich beiseite führend. „Die Schmach, die Sie ihr angetan, durfte sie nicht auf sich sitzen lassen, sie wäre gebrandmarkt gewesen für ihr ganzes Leben, und das hat mein braves Kind nicht ihrer selbst willen — nicht um Sie verdient. Sie ist gestraft genug, daß Sie ihr Mann geworden sind."

„So bin ich verraten worden."

„Nein, das nicht," lächelte der Meister, „aber verheiratet und da es, trotz Ihres eben nicht freundlichen Betragens, bei unserer früheren Verabredung bleibt, so hoffe ich noch einen tüchtigen braven Mann und ordentlichen Ausschnitt-Warenhändler aus Ihnen zu machen."

„Und Hanke & Blenkert —"

„Was gehen uns Hanke & Blenkert an," sagte der Schneidermeister ruhig — „jetzt führen Sie Ihre Frau zu Haus. Lassen Sie sich doch um Gottes willen nichts vor den beiden Mädchen merken. Die Dinger können ja den Mund nicht halten, und wenn die nur eine Ahnung davon hätten, wie die Sache wirklich steht, wüßte es morgen früh ganz Xheim, und daran liegt Ihnen doch gewiß nicht viel."

Salomo Schönbein war wie vor den Kopf geschlagen. An dem Geschehenen ließ sich aber in der Tat — darin hatte der Meister recht — nichts mehr ändern. Die Trauung war nach allen Regeln, Formen und Gesetzen vollzogen und Salomo Schönbein — lieber Leser — Salomo Schönbein fügte sich in das Unabänderliche und hat später diese Heirat nie bereut, denn er lebte recht

glücklich mit der liebenswürdigen Fanny, die ihren charakterschwachen Mann durch ihre Energie in die richtigen Bahnen zu leiten verstand.

Das Bettelweib von Locarno.

Heinrich von Kleist.

Am Fuße der Alpen, bei Locarno im oberen Italien, befand sich ein altes, einem Marchese gehöriges Schloß, das man jetzt, wenn man vom St. Gotthardt kommt, in Schutt und Trümmern liegen sieht: ein Schloß mit hohen und weitläufigen Zimmern, in einem von denen einst auf Stroh, das man ihr unterschüttete, eine alte kranke Frau, die sich bettelnd vor der Tür eingefunden hatte, von der Hausfrau aus Mitleiden gebettet worden war. Der Marchese, der bei der Rückkehr von der Jagd zufällig in das Zimmer trat, wo er seine Büchse abzusetzen pflegte, befahl der Frau unwillig, aus dem Winkel, in welchem sie lag, aufzustehen und sich hinter den Ofen zu verfügen. Die Frau, da sie sich erhob, glitschte mit der Krücke auf dem glatten Boden aus und beschädigte sich auf eine gefährliche Weise das Kreuz; dergestalt, daß sie zwar noch mit unsäglicher Mühe aufstand und quer, wie es vorgeschrieben war, über das Zimmer ging, hinter dem Ofen aber unter Stöhnen und Ächzen niedersank und verschied.

Mehrere Jahre nachher, da der Marchese durch Krieg und Mißwachs in bedenkliche Vermögensumstände geraten war, fand sich ein florentinischer Ritter bei ihm ein, der das Schloß seiner schönen Lage wegen von ihm kaufen wollte. Der Marchese, dem viel an dem Handel gelegen war, gab seiner Frau auf, den Fremden in dem obenerwähnten, leerstehenden Zimmer, das sehr schön und prächtig eingerichtet war, unterzubringen. Aber wie betreten war das Ehepaar, als der Ritter mitten in der Nacht verstört und

bleich zu ihnen herunter kam, hoch und teuer versichernd, daß es in dem Zimmer spuke, indem etwas, das dem Blick unsichtbar gewesen, mit einem Geräusch, als ob es auf Stroh gelegen, im Zimmerwinkel aufgestanden, mit vernehmlichen Schritten langsam und gebrechlich quer über das Zimmer gegangen und hinter dem Ofen unter Stöhnen und Ächzen niedergesunken sei.

Der Marchese erschrocken, er wußte selbst nicht recht warum, lachte den Ritter mit erkünstelter Heiterkeit aus, und sagte, er wolle sogleich aufstehen und die Nacht zu seiner Beruhigung mit ihm in dem Zimmer zubringen. Doch der Ritter bat um die Gefälligkeit ihm zu erlauben, daß er auf einem Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer übernachte, und als der Morgen kam, ließ er anspannen, empfahl sich und reiste ab.

Dieser Vorfall, der außerordentliches Aufsehen machte, schreckte auf eine dem Marchese höchst unangenehme Weise mehrere Käufer ab. Da sich unter seinem eigenen Hausgesinde, befremdend und unbegreiflich, das Gerücht erhob, daß es in dem Zimmer zur Mitternachtsstunde umgehe, beschloß er, um es mit einem entscheidenden Verfahren niederzuschlagen, die Sache in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Demnach ließ er beim Einbruch der Dämmerung sein Bett in dem besagten Zimmer aufschlagen, und erharrte ohne zu schlafen die Mitternacht. Aber wie erschüttert war er, als er in der Tat mit dem Schlage der Geisterstunde das unbegreifliche Geräusch wahrnahm; es war, als ob ein Mensch sich vom Stroh, das unter ihm knisterte, erhob, quer über das Zimmer ging, und hinter dem Ofen unter Geseufz und Geröchel niedersank. Die Marquise fragte ihn am andern Morgen, da er herunter kam, wie die Untersuchung abgelaufen; und da er sich mit scheuen und ungewissen Blicken umsah und, nachdem er die Tür verriegelt, versicherte, daß es mit dem Spuk seine Richtigkeit habe, so erschrak sie, wie in ihrem Leben noch nie,

und bat ihn, bevor er die Sache verlauten ließe, sie noch einmal in ihrer Gesellschaft einer kaltblütigen Prüfung zu unterwerfen. Sie hörten aber samt einem treuen Bedienten, den sie mitgenommen hatten, in der Tat in der nächsten Nacht dasselbe unbegreifliche gespensterartige Geräusch; und nur der dringende Wunsch, das Schloß, es koste was es wolle, los zu werden, vermochte sie, das Entsetzen, das sie ergriff, in Gegenwart ihres Dieners zu unterdrücken und dem Vorfall irgend eine gleichgültige und zufällige Ursache, die sich entdecken lassen müsse, unterzuschieben. Am Abend des dritten Tages, da beide, um der Sache auf den Grund zu kommen, mit Herzklopfen wieder die Treppe zu dem Fremdenzimmer bestiegen, fand sich zufällig der Haushund, den man von der Kette losgelassen hatte, vor der Tür desselben ein; dergestalt, daß beide, ohne sich bestimmt zu erklären, vielleicht in der unwillkürlichen Absicht außer sich selbst noch etwas Drittes, Lebendiges bei sich zu haben, den Hund mit sich in das Zimmer nahmen. Das Ehepaar, zwei Lichter auf dem Tisch, die Marquise unausgezogen, der Marchese Degen und Pistolen, die er aus dem Schrank genommen, neben sich, setzen sich gegen elf Uhr jeder auf sein Bett; und während sie sich mit Gesprächen, so gut sie vermögen, zu unterhalten suchen, legt sich der Hund, Kopf und Beine zusammengekauert, in der Mitte des Zimmers nieder und schläft ein. Drauf in dem Augenblick der Mitternacht läßt sich das entsetzliche Geräusch wieder hören; jemand, den kein Mensch mit Augen sehen kann, hebt sich auf Krücken im Zimmerwinkel empor; man hört das Stroh, das unter ihm rauscht; und mit dem ersten Schritt: tapp! tapp! erwacht der Hund, hebt sich plötzlich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, grad' als ob ein Mensch auf ihn eingeschritten käme, rückwärts gegen den Ofen weicht er aus. Bei diesem Anblick stürzt die Marquise mit sträubenden Haaren aus dem Zimmer; und wäh-

rend der Marquis, der den Degen ergriffen: Wer da? ruft, und da ihm niemand antwortet, gleich einem Rasenden, nach allen Richtungen die Luft durchhaut, läßt sie anspannen, entschlossen, augenblicklich nach der Stadt abzufahren. Aber ehe sie noch einige Sachen zusammengepackt und nach Zusammenraffung einiger Sachen aus dem Tore herausgerasselt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen. Der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine Kerze genommen, und dasselbe, überall mit Holz getäfelt wie es war, an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt. Vergebens schickte sie Leute hinein, den Unglücklichen zu retten; er war auf die elendiglichste Weise bereits umgekommen, und noch jetzt liegen, von den Landleuten zusammengetragen, seine weißen Gebeine in dem Winkel des Zimmers, von welchem er das Bettelweib von Locarno hatte aufstehen heißen.

EDITION BERLITZ

Each number contains one long piece or a number of short ones.

The "Edition Berlitz" is a collection of the most interesting modern French Novelttes, Monologues, Comedies etc., which have been carefully selected and expurgated for the use of Schools and for choice home reading. The Comedies are easily played by amateurs, and the "Monologues" can be successfully recited at entertainments.

The volumes marked * contain several different pieces, and are therefore mentioned under several headigs.

COMEDIES, Series I.

(25 cents per number.)

No.	1.	Le Retour du Japon.
"	2.	La Gifle.
"	3.	Les Reves de Marguerite. En Wagon.
"	4.	Les deux Timides.
"	5.	L'été de la St. Martin.
"	6.	Le Voyageur. La Dame de Niort.
"	7.	La Cigale chez les Fourmis.
"	8.	Le Serment d'Horace.
"	9.	La Demoiselle à Marier.
"	10.	Embrassons-nous, Folleville.
"	11.	L'Œillet Blanc. Le Secret de Polichinelle.
"	12.*	A La Porte.
"	13.	La Duchesse Martin (with English notes).
"	14.	La Peur du Mariage.
"	15.	Un Caissier. L'heure de la Soupe.
"	16.*	Un Quart de'Heure avant sa mort.
"	17.*	L'Antipathie (for girls).
"	18.	Les Idées de Rosalie (for girls).
"	19.	La Cage d'Or (for girls).
"	20.	La Grammaire (with copious English notes).
"	21.	Gustave " " " "

(Others constantly added).

MONOLOGUES.

Le Voyage à * * * (very comical). Series I, No. 12.

Solo de Flûte (exceedingly funny). Series I, No. 16.

Le Député (sarcastic and bright). Series II, No. 1.

Les Renseignements (very amusing; partly sung). Series II, No. 2.

L'Inventeur (easy to declaim and very laughable). Series II, No. 7.

Les Célèbres (funny nonsense). Series II, No. 2.

La Vieille Montre (sentimental). Series II, No. 3.

Autour d'un Chapeau (for a lady). Series II, No. 4.

Aurai-je un Prix (for girls). Series I, No. 17.

La Rose (for girls). Series I, No. 17.

NOVELETTES, SHORT STORIES ETC., Series II.

(15 cents per number.)

No. 1.* { L'Amour qui sauve (sentimental). / L'Embuscade (military).
" 3. Le Combat des Trente (historical).
" 4. { Marie ou le Mouchoir bleu (sentimental). / La Collaboration.
" 5.* Le Prix de Pigeons (humorous). A. Dumas, fils.
" 6.* { Treize à Table (humorous). / La Glace.
" 7.* { La Dame de Carnoet (centimental). / Le cas du Colonel Pinchon (humorous). / Le Lièvre de M. Dumoulin (humorous).
" 8.* { Feuilles d'Automne (sentimental). / Privat s'embête.
" 9* { La Chase au Chien (humorous). / La Laide (sentimental).
" 10.* Le Savant et le Crocodile (sarcastic and humorous).
" 11.* { Les Vieux (sentimental). A. Daudet. / Le Morceau de Pain (sentimental). François Coppée. / Mademoiselle Papa (sentimental).
" 12.* { La Petite Servante Russe. Gréville. / L'Oreille d'ours (sentimental). André Theuriet.

SKETCHES, ETC., in Series II.

Sur la Branche (Idyl). Girardin. No. 1.
L'acteur aux nez de cire (a study) Coquelin cadet. No. 1.
Bien-être—Confort (a study). F. Sarcey. No. 1.
Scènes de la Vie de Théatre (humorous). A. Dreyfus. No. 2.
Le Guillotinépar Persuasion (humorous). Henri Chavette. No. 2.
Gordon Pacha (historical). Reinach. No. 3.
Les Pièces sifflées (a study). Albert Laurent. No. 5.
Une scène à l'Hotel Drouot (realistic). No. 10.

POETRY, in Series II.

L'Epave. François Coppée. No. 6.
Epousez Caroline. No. 6.
Les Etoiles qui filent. No. 9.
Premier Sourire du Printemps. No. 9.
Le Bohémien. No. 11.



